

Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 98 (2019)
Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LIU 166: Nr. 4 (2019)

ZS

Zürcher
Studierendenzeitung

4/19



Praktikant/in (w/m/d) 120%

Voraussetzungen: Bachelor, berufserfahren, belastbar

- Kunst**
Start-up zeigt
Museen neu
- Karriere**
Networking im
Europa Institut
- Klima**
Jugend plant
Aktionswoche

TRENDGETRÄNK KALTGEPRESSTE SÄFTE

Sie sind natürlich, voller Geschmack und reich an Vitaminen. Kein Wunder, schwören Fruchtsaftliebhaber auf kaltgepresste Säfte. Doch was genau steckt hinter dem Trend? Sogenannte kaltgepresste Säfte sind eine hochwertige und unkomplizierte Alternative zum selbstgepressten Saft. Man findet diese immer öfter in Lebensmittelgeschäften und Gastronomiebetrieben. Die kaltgepressten Frischsäfte des Schweizer Fruchtsaftherstellers Michel sind beispielsweise bei Coop Pronto und am Kiosk erhältlich.

Frisch ist nicht gleich frisch – was kaltgepresste Säfte so gut macht

Nicht überall, wo frisch drauf steht, ist auch wirklich frisch drin. Je naturbelassener und schonender verarbeitet ein Fruchtsaft ist, desto frischer ist er. Das schmeckt man auch. Die meisten herkömmlichen Frischsäfte jedoch werden mittels Hitze pasteurisiert. Dies befreit die Säfte zwar von Keimen, zerstört aber auch Vitamine und Aromen. Bei der Herstellung von kaltgepressten Säften wie Michel Pure Taste wird hingegen komplett auf Hitze verzichtet: Frische Früchte und frisches Gemüse werden kaltge-



presst und verarbeitet. Um den Saft dann trotzdem einige Tage haltbar zu machen, wird anschliessend ein schonendes Hochdruckverfahren (HPP) eingesetzt. Kaltgepresste Säfte wie Michel Pure Taste stehen damit den selbstgepressten Säften in Nichts nach und bieten so Fruchtsaftliebhabern den puren Fruchtgeschmack und viele Vitamine für die Wintertage. Wer mehr wissen möchte findet weitere Infos unter www.michel.swiss

GENIESSE PURE FRISCHE

Michel
PURE TASTE

COLD
PRESSED



News

- 4–5 Eine Woche streiken**
Klimabewegung organisiert Aktionswoche
- 6 Bytes im Blut**
Heilen uns Computer bald von innen?
- 7 Datenschutz: Fehlanzeige**
Uni übt am Big Brother Award Selbstkritik
- 8–9 Forschung unter der Lupe**
Peer-Review steht unter Beschuss
- 10–11 700 Franken pro Person und Tag**
Eine teure Konferenz des Europa Instituts

Thema

- 16–17 Wollen, sollen oder müssen?**
Wie Uni und ETH Praktika gewichten
- 18–19 Gefangen in der Warteschleife**
Eine Kritik an der unbezahlten Arbeit
- 20–21 Eine Bereicherung – aber für wen?**
Wer wirklich von Praktika profitiert
- 22 Von der Theorie zur Praxis**
Drei Studis über ihre Praktika-Erfahrungen
- 23 So kommt's gut**
Unser Ratgeber für dein erstes Praktikum

Kultur

- 24 Der Betonpalast von Prishtina**
Die Avantgarde der Nationalbibliothek
- 25 Enthemmt im Opernhaus**
Experimentieren im offenen Tanzkurs
- 28–30 Unentdecktes entdecken**
Eine Museumstour mit #letsmuseum
- 31 Im Exoskelett durch den Slalom**
Schwitzen und rennen am Cybathlon
- 6 It's a Match**
12 Clusterfuck **12 Impressum**
13 Senf der Redaktion
26 Amore **26–27 Kulturspalten**

Wenn das Studium nicht reicht — 2006 wurde der Begriff «Generation Praktikum» in Deutschland fast zum Wort des Jahres gewählt. Schon damals mussten Hochschulabgänger*innen schlecht bezahlte und befristete Stellen über sich ergehen lassen. Seither hat sich wenig verändert – auch hierzulande. Ohne Praktikum einen anständigen Job zu finden, bei dem ausserdem die bereits erworbenen Qualifikationen tatsächlich gefragt sind, ist fast ein Ding der Unmöglichkeit.

Idealerweise sammeln Studis bereits während der Studienzeit Arbeitserfahrung. Doch nicht alle Studiengänge handhaben Praktika gleich (S. 16). Speziell Absolvierende der Geisteswissenschaften sollten sich auf mehrere Praktika gefasst machen (S. 18). Dabei gehen die Vorstellungen von Arbeitgebenden, Studis und Beratungsstellen auseinander (S. 20). Auch was Studis in einem Praktikum erleben, kann unterschiedlich sein (S. 22). Im Zweifelsfall schafft unser Ratgeber Abhilfe (S. 23).

Auch Redaktionsmitglieder der ZS absolvieren Praktika. Nach einem Jahr als Trainee bei der «Republik» und weitaus mehr Zeit bei der ZS verabschieden wir Adelina Gashi und hoffen, dass sie in Zukunft ohne weitere Praktika auskommen wird. Danke für alles!

Für die Redaktion

Jonathan Progin und Noemi Ehrat



Eine Woche streiken

Die Klimabewegung organisiert eine Aktionswoche, um für zwei grosse Demos Ende September zu mobilisieren.

Nuria Tinnermann



Bild: © Simon Graf

Bereits im Sommer erprobten sich Klimastreikende an einem mehrtägigen Klimafestival.

Eine Kundgebung für den Amazonas vor dem Hauptbahnhof, eine Protestaktion gegen Grossbanken auf dem Paradeplatz, regelmässige Demonstrationsumzüge. Die Klimastreikenden organisieren in der letzten Septemberwoche eine Aktionswoche, die mit Veranstaltungen, Kulturan-

geboten und politischen Aktionen alles rund um das Thema Klimakrise abdeckt. So finden vom 20. bis zum 27. September an verschiedenen Orten Workshops, Filmvorführungen, Velorundfahrten, Podiumsdiskussionen, Konzerte und Demos statt. Diese Aktionswoche verfolgt

das Ziel, Menschen für den Earth Strike am Freitag und die nationale Klimademo am Samstag zu motivieren. Nebenbei soll sie auch das Bewusstsein für einen klimafreundlicheren Alltag schaffen und Entscheidungsträger*innen mit dem Problem konfrontieren. Die Aktionswoche

wirft aber auch grundsätzliche Fragen auf: Wie findet gesellschaftlicher Wandel statt? Bewegt sich Fortschritt immer im rechtlichen Rahmen?

Vision einer nachhaltigen Gesellschaft

Probleme wie Lebensmittelverschwendung, naturbelastende Agrarwirtschaft, die Fast-Fashion-Textilindustrie oder die umweltfeindliche Mobilität sind nur der Anfang einer langen Liste, die es in einer nachhaltigen Gesellschaft zu verändern gilt. Einige dieser Probleme integriert die Aktionswoche in ihr Programm. Raum zum Experimentieren schafft etwa das Streikdorf auf dem zum Lokal umfunktionierten Parkplatz beim ehemaligen Lettenbahnhof. Dort sollen klimafreundliche Alternativen zum Konsumrausch in Form von Foodwaste-Mittagessen, Kleidertausch, Plant-Swap, Mahnwachen und Diskussionen gelebt werden. Das sind zwar keine neuen Konzepte, aber Ideen dafür, wie in der Vision einer ökologischen Welt nachhaltiger konsumiert und gelebt werden kann.

In einer nachhaltigeren Welt würde auch bei der Mobilität nicht Schnelligkeit, sondern der «Weg als Ziel» im Vordergrund stehen. Dementsprechend soll der Zug nicht das einzige Fortbewegungsmittel sein, mit dem man nach Bern zur nationalen Demo gelangt. Wie es sich fürs Öko-Klischee gehört, können Fahrradliebhaber*innen auch mit dem nachhaltigsten aller schnelleren Fortbewegungsmittel anreisen. «I bike to move it» organisiert einen gemeinsamen Veloausflug in die Bundesstadt. Am Dienstag startet die Route Relaxed nach Bern und führt über Luzern und das Entlebuch, Stadtbesichtigung inklusive. Für Sportkanonen und E-Biker startet die Route Speedy Gonzales am Samstagmorgen und legt die circa 130 Kilometer in acht Stunden zurück.

Individualebene versus Politik

Mit dem Velo an die Demo, sich der Konsumgesellschaft stellen, nur noch Bio einkaufen oder sich vegan ernähren: Das ist alles wichtig, aber die Veränderungen einzelner Personen sind nicht das Hauptziel des Klimastreiks. Im medialen Diskurs und auf sozialen Netzwerken wird ökologisches Handeln jedoch oft auf die persönliche Ebene reduziert. Janina, Psychologiestudentin an der Universität

Zürich und Aktivistin beim Klimastreik, kritisiert diesen Fokus auf das Individuum: «Das ist grundsätzlich der falsche Ansatz. Was auf der Individualebene passiert, ist weniger abstrakt und viel einfacher zu kritisieren.» Das Ziel der Klimastreik-Bewegung sei eine flächendeckende Veränderung.

Alle mobilisieren – aber warum?

Eine solche flächendeckende Veränderung kann aber nur erreicht werden, wenn auch Entscheidungsträger*innen in Politik und Unternehmen mitspielen. Auch dafür mobilisiert die Aktionswoche. So sollen beispielsweise Medien mit öffentlichen Aktionen an ihre gesellschaftliche Verantwortung erinnert oder die Aufmerksamkeit auf das Massensterben von Insekten gelenkt werden. Aber warum ist es nötig, auf Demonstrationen und zivilen Ungehorsam zurückzugreifen, um politisch etwas zu bewirken? Wir sollten

«Wir wollen, dass sich alle Altersklassen wohlfühlen.»

Umweltaktivist Mattia

doch als demokratische Superlative mit Instrumenten wie Referendum und Initiative auskommen können. Doch Fortschritt kann selbst in einer Demokratie nicht immer im rechtlichen Rahmen stattfinden. Jedes Wahlsystem unterliegt einer gewissen Unvollständigkeit. An bewilligten Demonstration teilzunehmen, ist zwar nur eine Vorstufe des zivilen Ungehorsams, aber eine wirkungsvolle Art und Weise, auf eine Problematik aufmerksam zu machen.

Dieses Ziel verfolgt auch die Landwirtschaftsdemo «Wir haben's satt» im Rahmen der Aktionswoche am Donnerstag. Die Demonstration soll die Notwendigkeit eines gesellschaftlichen und politischen Umdenkens in der Agrikultur zum Ausdruck bringen. Eine ökologische und regenerative Landwirtschaft soll dem fortlaufenden Verlust von fruchtbaren Böden und dem zunehmenden Hofsterben entgegenwirken und eine agrarökologische Wende einläuten. Auch faire Preise für

Bäuer*innen sind den Klimastreikenden ein wichtiges Anliegen.

Wer streikt?

An Demonstrationen verschwimmen die Teilnehmenden zu einer grossen, lauten und undefinierbaren Masse, von der man schnell das Gefühl bekommt, es versammle sich gerade die ganze Jugend des Kantons. Das ist aber nicht der Fall, denn wie bei vielen politischen Bewegungen sind auch hier Gymisüler*innen und Studierende in der Überzahl und Berufstätige und Auszubildende untervertreten. Der Klimastreik versuche das Narrativ der akademischen Jugendbewegung jedoch abzulegen, sagt Umweltaktivist Mattia. Erste Massnahmen seien bereits ergriffen: «Wir wollen, dass sich am Earth Strike alle Altersklassen wohl fühlen, deshalb haben wir zwei Besammlungspunkte festgelegt, einen lautereren und einen ruhigeren.»

Ausserhalb der Aktionswoche würden sie vermehrt mit Altersheimen und Gewerkschaften zusammenarbeiten, mit dem Ziel, alle Menschen zu integrieren. Das ist zwar ein guter Ansatz, reicht aber in der Praxis wahrscheinlich nicht aus, um den Radius auf bis anhin Uninteressierte zu erweitern. Initiativen wie die Aktionswoche haben in der Regel den Effekt, in den eigenen Kreisen zu mobilisieren. Wie die unsichtbare Wand der ideologischen Blase überschritten werden kann, ist schwierig vorherzusagen. Denn auch Politiker*innen mobilisieren im Wahlkampf in der Regel nur Wählerschaft, die ihnen bereits gleichgesinnt ist. Vielleicht bleibt nur übrig, darauf zu hoffen, dass diese Grenze mit der zunehmenden Dringlichkeit der Lage von alleine zu verschwimmen beginnt. Der Earth Strike mit der Aktionswoche scheint ein Schritt in die richtige Richtung zu sein.

Neben dem Earth Strike am Freitag in Zürich, der auch das Ende der Aktionswoche bedeutet, findet am Samstag die nationale Klimademo des Wandels in Bern statt. Diese fordert eine konsequente Klimapolitik: den Ausstieg aus Kohle, Öl und Gas sowie einen Investitionsstopp der Schweizer Banken und Versicherungen in klimaschädliche Energiegewinnung. ♦

Earth Strike und ActionWeek
Weitere Informationen zur Aktionswoche sind unter
www.earthstrike.climatestrike.ch zu finden.

Mister Facetime — Als Kind eines Psychologen bin ich es gewohnt, ein Experiment zu sein. Heute studiere ich selbst Psychologie und mache zeitweise sogar Selbststudien. Meine letzte Datenerhebung tätigte ich nach einer liebstechnischen Durststrecke, geprägt von schlechten Küssen und mich an meinen Extensions ziehenden Idioten. Vor etwa einem Jahr stolperte ich nämlich über eine Studie von Arthur Aron, welche experimentell induzierte Nähe zwischen zwei völlig Fremden schaffen soll.

Einige Tage zuvor hatte ich ihn kennengelernt. Mit seinen Chris-Hardy-artigen Lippen und hellbraunen, perfekt sitzenden Schmalzlocken befreite er mich aus dem Tinder-Dschungel – vorerst zumindest. Wochenlanges Facetime, tägliche Treffen und das Teilen niedlicher Welpen-Fotos auf Instagram gaben Hoffnung. Nachdem er meine Einschlusskriterien erfüllte, startete ich also mein Experiment mit der Stichprobengrösse $N=1$.

Wir begannen mit Arons eher oberflächlichen Fragen, wie beispielsweise ein perfekter Tag aussehen würde. Bei den darauffolgenden tiefgehenden Fragen dachte ich mir tatsächlich, dass daraus etwas werden könnte. Doch Monate später und desillusioniert von seiner Bessenseheit von halbnackten Influencerinnen, Zigaretten und seiner Abneigung gegen den Veganismus, beschlossen wir in einem Telefonat, dass wir wohl doch nicht Susi und Strolch sind.

Offensichtlich war nicht nur meine Selbststudie unterpowert, sondern auch unsere Beziehung. Die 36 Fragen von Arons Studie hatten in mir die Illusion einer emotionalen Bindung geweckt, die gar nie da war. Dennoch bin ich mit Mister Facetime bis jetzt befreundet.

Ganz dazu bereit, Arons Fragen zu verwerfen, war ich dann aber doch nicht. Fortsetzung folgt.

Herzlich
Charlotte Chardonay



It's a Match! Hier schreibt unsere anonyme Kolumnistin über ihre Tinder-Dates.

Bytes im Blut

Mit Zellcomputern können wir unseren Körper programmieren. Das wirft ethische Fragen auf.

Sumanie Gächter

Der Cyborg: ein Mischwesen aus Mensch und Maschine. Was nach Zukunftsmusik klingt, ist schon Realität. Denn in vielen Menschen steckt bereits heute ein Stück Maschine. Nicht etwa zur Optimierung des Menschen wie in der Science-Fiction-Literatur, sondern vielmehr zur Erhaltung wichtiger körperlicher Funktionen, so wie Herzschrittmacher, Cochleaimplantate, die taube Menschen wieder hören lassen, oder Hightech-Prothesen.

Jetzt hat sich auch auf molekularer Ebene ein Schritt getan. Im Frühling dieses Jahres ist es einem Forschungsteam der ETH um Professor Martin Fussenegger gelungen, die Aktivität von Genen in einer Zelle mithilfe von Rechnerkernen zu steuern. Das Prinzip basiert auf digitalen Schaltungen. Im Gegensatz zu früheren Versuchen, bei denen bloss ein Botenstoff oder Stoffwechselprodukt umgesetzt werden konnte, fand die Forschungsgruppe eine neue Möglichkeit. Aus biologischen Bauteilen konstruierten sie einen zentralen Prozessor. Bei den Bauteilen handelt es sich um eine abgewandelte Form des Crispr/Cas-Systems, Bestandteil des Immunsystems verschiedenster Bakterien. Um dessen Funktion zu verstehen, stelle man sich eine molekulare Schere vor, welche die DNA-Stränge gezielt zerschneidet.

Zellen mit Rechnerkernen

Der Prozessor vermag mehrere Signale gleichzeitig umzusetzen. Menschliche Zellen sind nämlich dazu fähig, hunderttausende verschiedenster Stoffwechselmoleküle simultan zu verarbeiten. Dem Forschungsteam gelang es sogar, den Zellen zwei Rechnerkerne einzubauen, ganz nach digitalem Vorbild, wodurch die Rechenleistung noch gesteigert wird. Der Mensch besteht aus Milliarden von

Zellen. Trügen alle Zellen einen Dual-Core-Prozessor, befände sich im menschlichen Körper ein enorm leistungsfähiger Rechner.

All das klingt nach einem unheimlichen Supermenschen. In den letzten Jahren hat sich tatsächlich einiges im Bereich der Biotechnologie getan. Nicht allzu weit zurück liegt der Fall der chinesischen Crispr-Babies, die in der Wissenschaftsgemeinschaft für Empörung gesorgt haben. In die Keimbahn des Menschen einzugreifen und auch noch zwei lebendige genveränderte Wesen gebären zu lassen – das hat es bis dahin noch nie gegeben. Der Einsatz der Crispr-Technologien klingt vielversprechend. Dennoch bedarf es gewissenhafter Handhabung sowie klarer und transparenter Handlungsrichtlinien im Umgang mit der Gen-Schere, da man über Langzeitfolgen Vieles noch nicht weiss.

Der Mensch als Computer

Der Zellcomputer kann vor allem in der Diagnostik und Therapie verwendet werden. Weil der Computer Stoffwechselprodukte und Botenstoffe verarbeitet, kann er auf deren Anstieg oder Senkung passend reagieren. «Der Zellcomputer würde im Frühstadium von Krebs auf einen Biomarker reagieren», sagt Fussenegger. Dies funktioniert, indem der Zellcomputer bestimmte Symptome schafft, die von aussen sichtbar seien. «Oder er reagiert mit einem eigens gebildeten Produkt darauf und kann so dagegen ankämpfen.» Je früher etwas unternommen werde, desto besser stünden die Heilungschancen.

Vielleicht ist das nur der Anfang; in ein paar Jahren sind wir lebende Computer. Krankheiten können uns nichts mehr anhaben. Statt mit einer Grippe liegen wir nur noch wegen Fehlermeldungen im Bett. ◊

BIG BROTHER AWARDS.ch



Rapper Knackeboul hält die Laudatio am Big Brother Award.

Bild: © Matthias Luggen

Datenschutz: Fehlannonce

Der Big Brother Award rügt Behörden und Firmen. Und die Uni übt sich in Selbstkritik.

Natalie von Riedmatten

«Eigentlich tragen die Big Brother Awards ja den falschen Namen», sagt der deutsche Netzaktivist und Künstler padeluum in seiner Rede vor dem Plenum. Er lebt den Datenschutz wie kaum eine zweite Person und verzichtet konsequent auf die Verwendung seines Namens. Denn der inzwischen sprichwörtlich gewordene Big

Brother, so erklärt er, überwacht in der berühmten Dystopie «1984» von George Orwell nur die Elite. Die heutige Realität sieht jedoch anders aus: Die Daten der «kleinen Leute», also die Abermillionen von Online-Einkäufen und Daumenhochs oder die Metadaten wie Uhrzeit oder Verweildauer, sind für Firmen Datenschätze. Diese sind lukrativer als Bodenschätze – und erst noch einfacher zu fördern.

Wiederaufnahme des Negativpreises

Zum ersten Mal seit zehn Jahren finden in der Schweiz wieder die Big Brother Awards statt. Die Universität Zürich stellt dazu Räumlichkeiten zur Verfügung und setzt mit dem offiziellen Auftritt von Vizerektorin Gabriele Siegert ein starkes Zeichen: Die Uni will sich in Bezug auf den Datenschutz als sensibilisierte Institution präsentieren. Diesen Eindruck vermag Siegert mit ihrer leicht selbstkritischen Ansprache auch zu vermitteln, wobei allerdings viele Aussagen allgemein und vage bleiben. So betont sie – zu Recht – dass die Wissenschaft auf Daten

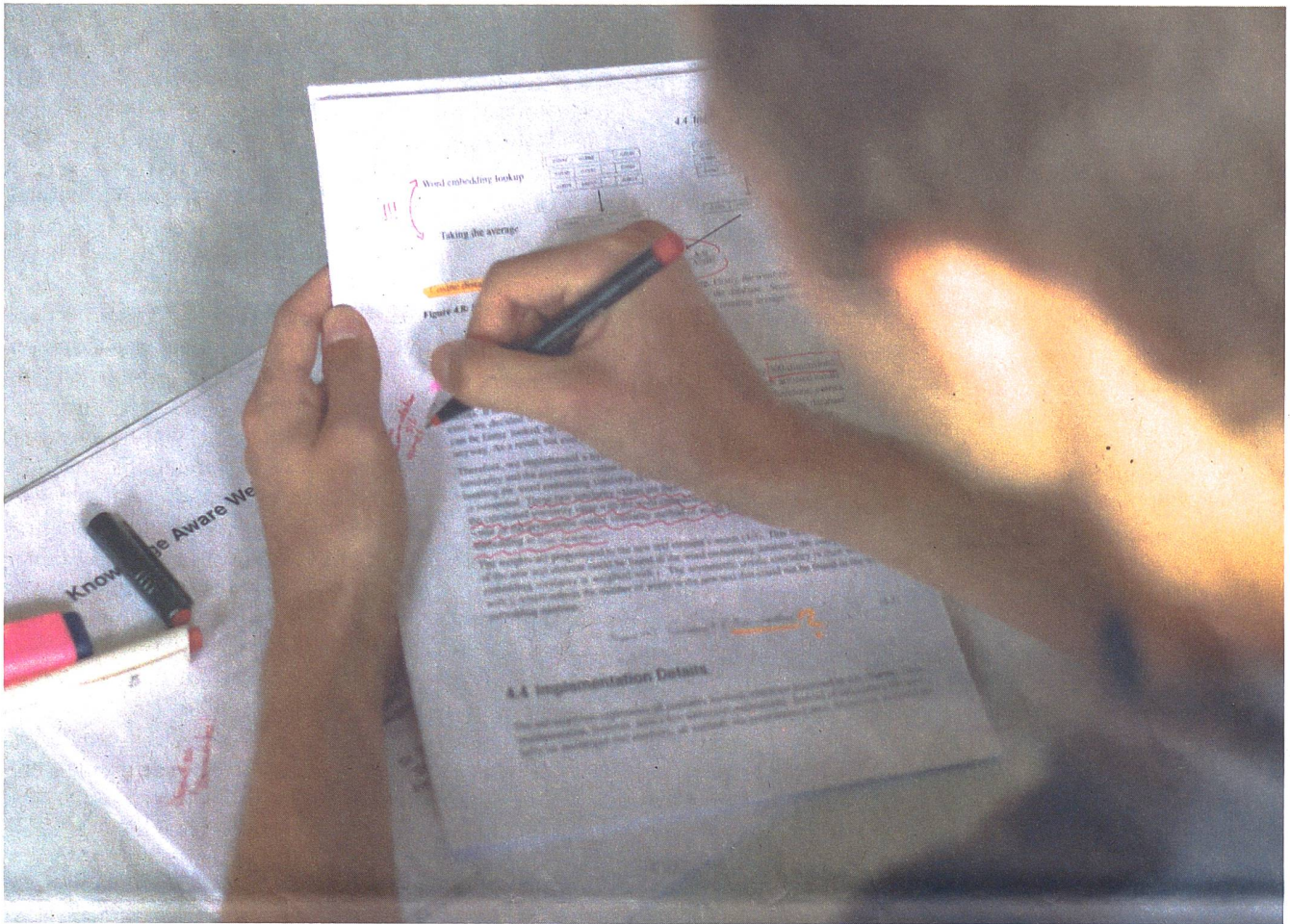
angewiesen ist, um empirische Studien zu produzieren, und spricht somit das Dilemma zwischen Forschungsfreiheit und Datenschutz an.

Zwei Behörden auf dem Podest

Die Gewinner des digitalen Schmähpreises werden dem Publikum von Rapper Knackeboul vorgestellt. Während der Laudation unterhält er sich in erfrischender Unkenntnis der Materie mit den anwesenden Expert*innen, stellvertretend für die Laien im Hörsaal. Die erste Trophäe in Form einer gesichts- und rückgratlosen Menschengestalt geht an das Zwangsmassnahmengericht des Kantons Zürich für seine Überwachung von Verdächtigen, ohne der Öffentlichkeit oder den Betroffenen gegenüber Rechenschaft abzulegen. Auch das elektronische Patient*innendossier des Bundesamtes für Gesundheit, das sämtliche Daten einer Person enthält, wird ausgezeichnet. Gründe dafür sind die fehlende Ende-zu-Ende-Verschlüsselung, die niedrigen Sicherheitsstandards bei den Servern und die zentrale Lagerung der Daten. Schliesslich wird die Postfinance mit einer Auszeichnung für ihr Stimmenerkennungsprogramm bedacht. Die Stimme sei ein hochsensibles Medium, anhand derer Computer inzwischen Rückschlüsse auf psychische Gesundheit ziehen können.

Kaum Studis im Publikum

Das VSUZH-Ratsmitglied Timothy Schürmann gehört seitens der kriPo zu den Mitorganisierenden des Abends – weil er das Thema als wichtig empfindet, wie er sagt. Datenschutz solle immer im Auge behalten werden und auch im VSUZH-Rat stärker in den Fokus rücken, konkrete Ideen oder Pläne dafür habe er noch nicht. Beteiligt sind an der Veranstaltung ausserdem der Chaos Computer Club, die pEp foundation, die Digitale Gesellschaft Schweiz und die WOZ. Kaum im Publikum vertreten sind Studierende der Uni, allgemein stammen die meisten Besuchenden aus der Informatik- oder Aktivist*innenszene. Dabei, da sind sich alle Beteiligten heute Abend einig, geht Datenschutz alle etwas an – auch diejenigen, die meinen, sich nicht verstecken zu müssen. Denn wie es Chaos-Computer-Club-Mitglied Paddy formuliert: «Es geht niemanden etwas an, dass ich nichts zu verbergen habe.» ♦



Trotz fehlerhafter Publikationen: Peer-Reviews sind ein Siegel für hohe wissenschaftliche Qualität.

Forschung unter der Lupe

Peer-Review dient der wissenschaftlichen Qualitätssicherung. Das Verfahren ist nicht über alle Zweifel erhaben.

Georg Kuhn (Text)
Noemi Ehrat (Bild)

Die erste wissenschaftliche Publikation nimmt in der akademischen Karriere eine besondere Stellung ein: Lernende werden zu Forschenden, die neues Wissen generieren. Die Publikation einer Forschungsarbeit symbolisiert, dass die Erkenntnisse es wert sind, anderen zugänglich gemacht zu werden. Zur Sicherstellung der nötigen Qualitätsstandards gibt es verschiedene Instrumente. Unter diesen gilt insbesondere das Peer-Review als Label für hohe wissenschaftliche Qualität.

Das Konzept ist einfach: Ein Manuskript wird nach der Einreichung bei einer Fachzeitschrift Expert*innen aus demselben Wissenschaftszweig vorgelegt und von ihnen geprüft. Das Ergebnis dieser Prüfung bestimmt, ob die Arbeit zur Publikation zugelassen wird. Die Sorgfalt der begutachtenden Person ist hierbei entscheidend. Ausserdem besteht in einem vernetzten Umfeld wie der Forschung die Gefahr der Ungleichbehandlung. Dies kann aufgrund von diskriminierenden

Vorurteilen bezüglich Geschlecht oder Herkunft oder aber aus persönlichem Interesse sein.

«Double-Blind-Reviews gibt's nicht»

Diesen Schwächen versucht man zu begegnen, indem das Gutachten verblindet wird. Der höchste Standard ist die doppelte Verblindung: Weder die Autor*in des Manuskripts noch die Person, die es prüft, kennt die Identität der Gegenseite – theoretisch zumindest.

«Double-Blind-Reviews gibt's nicht», sagt Gerhard Rogler, Klinikdirektor am Unispital Zürich. Er kennt das Konzept aus der Sicht als Forscher wie auch als Gutachter. Entweder man sei so gut vernetzt, dass man die Autor*innen direkt erkenne. Oder man finde die Namen im Register, in dem alle klinischen Studien vor Studienbeginn eingetragen werden müssen.

Rogler betont, dass die einseitige Anonymisierung der Prüfenden gegenüber

den Autor*innen machbar und wichtig sei. Gerade in der Medizin werden öffentliche Forschungsgelder oft in Selbstverwaltung durch ein Komitee aus Personen von der Wissenschaft vergeben. Laut Rogler könne man sich als Gutachter*in in der Lage wiederfinden, die Arbeit von Personen beurteilen zu müssen, die über die Finanzierung eigener Forschungsprojekte mitentscheiden. Die Verblindung stelle hier sicher, im Fall eines abschlägigen Gutachtens keine negativen Konsequenzen befürchten zu müssen.

Gewisse Zeitschriften und Journale verzichten jedoch sogar auf diese einseitige Verblindung oder erlauben Gutachter*innen, ihre Identität fakultativ offenzulegen.

Einflussreiche Zeitschriften im Vorteil

Grundsätzlich hängt die Qualität der Gutachten stark von der jeweiligen Zeitschrift ab. Einige stellen den Gutachtenden zum Beispiel Checklisten zur Verfügung. Zu beachten ist auch der Einfluss der Zeitschrift an sich. Rogler sagt: «Als gute*r Reviewer*in nimmt man bestimmte Artikel gar nicht mehr an.» Einflussreichere Journals würden bevorzugt. Die Folge ist,

dass sich die gefragtesten Prüfer*innen dort sammeln.

Hinzu kommt, dass Gutachtende ihre meist unentgeltliche Tätigkeit oft nicht ganz uneigennützig ausüben. «Je mehr man für ein Journal revidiert, umso höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass man dort selber ein Paper unterbringen kann.»

Verbesserungsideen existieren

Wieso verlässt man sich also auf eine Methode, deren Mängel derart offensichtlich sind? Weil Alternativen fehlen, die eindeutig besser funktionieren als das klassische Peer-Review-Modell.

Ideen zur Verbesserung gibt es. Beim Post-Publication-Review etwa erfolgt die Prüfung, indem die Arbeit nach der Veröffentlichung der gesamten Wissenschaftscommunity zur Kommentierung vorgelegt wird. Demgegenüber findet bei Registered Reports die Begutachtung früher statt: Geprüft werden nicht die Ergebnisse der Arbeit, sondern bereits das Studienprotokoll vor Beginn der Testphase.

Laut Rogler kann dieses Modell aber eine sorgfältige Prüfung der Resultate und deren Darstellung vor der Publikation keinesfalls ersetzen. Beispielsweise

werde in der industriegesponserten medizinischen Forschung das Verfassen der eigentlichen Arbeit oft an Medical Writers delegiert. Diese würden von Sponsoren bezahlt und seien sehr geschickt darin, Daten in einem guten Licht erscheinen zu lassen. Eine sorgfältige Prüfung des Manuskripts vor der Publikation des Artikels sei deshalb unerlässlich.

Skepsis angebracht

Vieles hängt an der Sorgfalt und Integrität der Prüfenden. Rogler würde sich wünschen, dass Themen wie Wissenschaftstheorie und Ethik einen höheren Stellenwert in den Lehrplänen erhielten.

Dies wäre nicht nur hinsichtlich einer möglichen Zukunft der Studierenden als Gutachtende wertvoll. Denn Studierende sind das angehende Zielpublikum von wissenschaftlichen Publikationen und es ist wichtig, ihnen die Fertigkeit zu vermitteln, die Qualität einer Studie selber einschätzen zu können.

In diesem Zusammenhang gilt: Das Label «peer-reviewed» ist trotz aller Probleme ein Qualitätskriterium der Forschung. Man sollte jedoch davon absehen, ihm blind zu vertrauen. ◇

Dein kostenloses Bankpaket: Eröffnen und profitieren!

Mit
ZKB Nachtschwärmer
und
STUcard



Mit ZKB student erhältst du die wichtigsten Bankprodukte von Konto bis Kreditkarte in Einem. Alle Studierenden zwischen 18 und 28 Jahren profitieren von attraktiven Vergünstigungen, dem ZKB Nachtschwärmer, der STUcard und dem kostenlosen Druck der Diplomarbeit. Die nahe Bank. zkb.ch/student



Zürcher
Kantonalbank

700 Franken pro Person und Tag

Die Konferenzen des mit Uni und ETH assoziierten Europa Instituts sind bei Frau Dr. iur. und Herr MLaw beliebt. Ein Besuch.

Sophia Winkler



Bild: © TV9

*Weiterbildungskonferenz für Jurist*innen: eine Referentin im Lake Side Zürich.*

Das Europa Institut (EIZ) wurde 1992 aus privater Initiative als Kompetenzzentrum für Schweiz-Europa-Beziehungen ins Leben gerufen. Im selben Jahr lehnten die Schweizer Stimmberechtigten hauchdünn einen Beitritt der Schweiz zum

Europäischen Wirtschaftsraum ab. «Damals wollte die Zürcher Regierung kein Geld für Europa ausgeben», erklärt Andreas Kellerhals, Direktor des EIZ.

Seit Beginn ist das Institut offiziell mit der Universität Zürich assoziiert, seit 2019

auch mit der ETH. Kellerhals ist stolz auf die enge Zusammenarbeit mit dem Rektorat sowie den Dekanen der Rechts- und der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten. Das EIZ erstellt zum Beispiel Gutachten für Privatfirmen, den Bundesrat

und für die EU-Kommission zum Verhältnis Schweiz-EU. Ausserdem unterhält es eine Buchreihe beim Schulthess Verlag mit mehr als 200 Veröffentlichungen und eine auf Europarecht spezialisierte Zeitschrift.

Seminare für Jurist*innen

Das EIZ ist allerdings kein Universitätsinstitut, sondern wird von einem privatwirtschaftlichen Verein getragen. «Wir sind fast wie ein Geschäft. Wir sind zu hundert Prozent selbst finanziert und bekommen auch keine Subventionen», sagt Kellerhals. Heute ist das EIZ einer der führenden Anbieter von Weiterbildungsseminaren für Jurist*innen in der Schweiz. Das ist gleichzeitig auch die Haupteinnahmequelle des Instituts. Pro Jahr werden über 50 halb- oder ganztägige Seminare für Anwält*innen und Jurist*innen angeboten. Die Teilnahmegebühren liegen bei bis zu 700 Franken pro Person und Tag.

Um mir einen genaueren Eindruck zu verschaffen, besuche ich eines dieser ganztägigen Seminare: die 22. Zürcher Mergers & Acquisitions Konferenz im Lake Side am Zürichsee, direkt neben dem Chinagarten. Die Veranstaltung findet jedes Jahr statt und behandelt Fragen zu Zusammenschlüssen oder Käufen von privaten Firmen. Als Studentin gehöre ich definitiv nicht zum Zielpublikum, aber weil es angeblich vergünstigte Tarife für Studierende gibt, melde ich mich trotzdem an. Als eine 140-Franken-Rechnung in meinem Posteingang landet, werde ich doch stutzig. Per Mail wird mir freundlich erklärt, das sei ein Unkostenbeitrag, um die Seminarunterlagen und die Verpflegung während der Tagung zu decken. Ob die Seminarmappe vergoldet ist?

Männeranteil überwiegt

Beim Durchsehen des Programms kann ich mir das Zielpublikum der Konferenz bildlich vorstellen. Frau Dr. iur. und Herr MLaw sind hier zu Gast. Wobei die Herren bei Weitem überwiegen. Bei ungefähr 150 Teilnehmenden machen die Frauen kaum mehr als einen Zehntel aus. Vor der Konferenz hole ich Anzughose und Bluse aus dem Schrank. Ich will mich nicht auf den ersten Blick als stereotypische Studentin der Geisteswissenschaften zu erkennen geben. Doch meine Tarnung fliegt auf: Ich trage eine zartrosa Bluse und steche damit schon hervor. Es

dominieren dunkle Farbtöne: schwarz, schwarz, weiss, schwarz, weiss, dunkelgrau, schwarz, schwarz. Und eine Studentin in Rosa. Auf den Präsentationen der Vortragenden und auf den Sperrbildschirmen der persönlichen Laptops prangen die Firmenlogos von Anwaltskanzleien aus der Zürcher Innenstadt.

Sue Osterwald arbeitet im Eventbereich des EIZ und ist verantwortlich für die gesamte Organisation: Von der Terminplanung mit dem Tagungsleiter des Seminars über die Buchung der Veranstaltungsorte und die Verteilung

Als Studentin gehöre ich definitiv nicht zum Zielpublikum.

des Tagungsprogramms bis zur Betreuung der Tagungsgäste vor Ort. Sie erzählt mir, dass die Veranstaltungsorte nach ihrer Nähe zum Zentrum ausgewählt werden, damit Teilnehmende im Notfall schnell wieder in ihren Büros sind. Das klingt für mich ein wenig, als würden die Klient*innen der Kanzleien mit klaffenden Wunden am Operationstisch verbluten. Und tatsächlich ist Osterwald selber eine Art Notärztin für Juristinnen: «Einmal hatte eine Teilnehmerin eine Laufmaschine in der Strumpfhose. Für solche Zwecke habe ich immer durchsichtigen Nagellack dabei», sagt sie lächelnd.

Juristische Grauzonen salonfähig machen

Nach dem ersten Vortrag wendet sich der Tagungsleiter an den Vortragenden: «Jetzt kennen wir alle deine Kniffe und Tricks.» Ist also das Ausloten von Grauzonen nicht nur gängige juristische Praxis, sondern wird es auch in Weiterbildungen gelehrt? Ein anderer Vortragender, der einen neuen Ansatz zur Auszahlung von Aktionär*innen vorgestellt hat, gibt zu: «Ich sage nicht, dass das gut oder absolut legal ist, ich sage nur, dass das oft so gemacht wird.» Darüber zu urteilen, will ich mir als Nichtjuristin nicht anmassen. Aber die Beobachtung hierüber bringt mich durchaus zum Schmunzeln.

Kellerhals betont, dass das Institut die Einnahmen braucht, die es aus seinen

unterschiedlichen Tätigkeiten wie Publikationen, Seminaren und Gutachten erwirbt, um jene Dinge zu veranstalten, «für die sonst keiner Geld aufwirft». Das Institut sei allerdings nicht gewinnorientiert. Mit den Einnahmen werden beispielsweise öffentliche Vorträge in der Aula im Hauptgebäude der Universität Zürich organisiert. Zu diesen Veranstaltungen werden Personen aus Aussenministerien, verschiedene Ministerpräsident*innen oder Staatspräsident*innen eingeladen, um einen Vortrag zu halten und anschliessend Fragen aus dem Publikum entgegenzunehmen. Auf der Website sind die nächsten Vorträge einzeln aufgelistet. Auch hier sind Rednerinnen kaum vertreten. Der nächste Gast ist Michel Friedman, ein deutsch-französischer Jurist, Philosoph, Publizist und Fernsehmoderator. Er wird am 24. September über das Thema «Populismus, Nationalismus & Rassismus – Gefahren für Europa» sprechen.

Offene Türen für Studis

Für Studierende sind die öffentlichen Vorträge zu aktuellen politischen Themen kostenlos. Sie können ausserdem für einen Beitrag von 20 Franken im Jahr Mitglied des Vereins werden und erhalten im Gegenzug Informationen über die Tätigkeiten des Europa Instituts und vergünstigte Eintritte zu Seminaren. Im Vorstand des EIZ sitzen 35 Personen, davon sind 30 Männer und fast alle haben einen Dokortitel vor ihrem Namen. Viele sind an der Universität Zürich beschäftigt, darunter auch Prorektor Christian Schwarzenegger und Rektor Michael Hengartner. Knapp zehn Vorstandsmitglieder sind in privaten Anwaltskanzleien tätig. Der gesamte Verein zählt derzeit knapp über 450 aktive Mitglieder.

Studierende haben keinen Platz im Vorstand. Die Türe zum Büro des EIZ am Hirschengraben 56 im Zentrum Zürichs stehe aber für interessierte Studis immer offen, sagt EIZ-Direktor Kellerhals. Dort habe es oft einen Platz zum Arbeiten und eine frei zugängliche Bibliothek mit allen relevanten Büchern zu Fragen um Europa und Europarecht. Zudem werden Praktika für Studierende oder angehende Jurist*innen angeboten.

Der Einladung werde auch ich als Nichtjuristin gerne nachkommen und das Europa Institut besuchen. Und ich werde Rosa tragen. ♦

Puppenkrieg — 2005 hat die CIA mit der geheimen Entwicklung von Osama-bin-Laden-Actionfiguren begonnen. Ziel der Operation «Devil Eyes» war nichts Geringeres als Terror-Bekämpfung. Das Plastikgesicht wurde mit einer speziellen Farbe bemalt, die sich bei Hitze auflöste. Darunter versteckte sich eine dämonartige Visage bin Ladens, mit giftgrünen Augen und dunkelroter Haut.

Diese CIA-Puppen sollten in Pakistan verkauft werden – mit dem erhofften Effekt, Kindern einen Schrecken einzujagen. Terrorprävention par excellence. Nur wurden diese Osama-bin-Laden-Puppen nie unters Volk gebracht, sagt die CIA.

Angenommen, dieser Mist hätte tatsächlich funktioniert: Hätte die CIA dann auch Figuren von anderen Staatsfeind*innen wie Edward Snowden hergestellt? Hätten Kinder, die mit Mini-Snowdens spielen würden, dann einen Trojaner auf den Computer der Eltern geholt? Oder Fidel Castro, der Diktator des kleinen Kuba mit seiner Vorliebe für Adidas-Jacken, der den grossen USA mächtig Ärger bereitete. Hätte sich die CIA mit einer Castro-Puppe in den Spielzeugmarkt gedrängt? Dann hätten sich Kinder in die Hose gemacht, wenn ihre Puppe plötzlich wie von Geisterhand zu einer fulminanten Rede gegen den Imperialismus angesetzt hätte.

Es blieb jedoch bei ein paar wenigen Osama-bin-Laden-Actionfiguren. Aber wer weiss? Vielleicht lagern in einer Schublade im Oval Office kleine Puppen von Hillary Clinton, Alexandria Ocasio-Cortez und weiteren Feind*innen Trumps, bereits malträtiert von seinen kleinen Kinderhänden.

Jonathan Progin

Clusterfuck! An dieser Stelle fantasiert die Redaktion über Mögliches und Unmögliches.



Zürcher Studierendenzeitung

97. Jahrgang
Ausgabe 4/19
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Geschäftsleitung

Adelina Gashi
adelina.gashi@medienverein.ch

Inserate

Frau Therese Herren
Stämpfli AG
Wölflistrasse 1, 3001 Bern
031 767 83 30
therese.herren@staempfli.com

Redaktionsschluss 5/19: 11.10.2019

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

27'276 (WEMF 2018), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion

Robin Bisping, Stephanie Caminada,
Noemi Ehrat, Sumanie Gächter,
Jonathan Progin, Nuria Tinnermann

Mitarbeit

Oliver Camenzind, Dominik Fischer [fis],
Adelina Gashi, Georg Kuhn, Marco Neuhaus [man], Natalie von Riedmatten [nvr],
Sophia Winkler

Bilder und Illustrationen

Oliver Camenzind, Stephanie Caminada,
Noemi Ehrat, Sumanie Gächter,
Nuria Tinnermann

Cover

Noemi Ehrat und Robin Bisping

Aufschlag

Sumanie Gächter

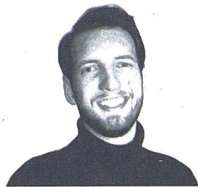
Lektorat

Adrienne Walder

Produktionssong #4/19

Unpaid Internship – ONWE





Progin

USA von links

Magazin — Ein herrlicher Jordan-Peterson-Verriss, ein gescheiter Essay zur Unwählbarkeit von Joe Biden und das alles in einer schönen Printausgabe. Das ist das linke US-Magazin «Current Affairs», das 2015 gegründet wurde, um laut eigenen Angaben die erste lesbare politische Publikation der Welt zu produzieren. Das ist heutzutage bitter nötig; immerhin sind stinkreiche Hitzköpfe an der Macht. Für das kommende Wahljahr in den USA will die Redaktion ihre Berichterstattung ausbauen. Eine willkommene Stimme in solch wirren Zeiten.

«Current Affairs», www.currentaffairs.org



Gächter

Büro im Zug

Unterwegs — Im ersten Monat meines Studiums pendelte ich morgens und abends zwei Stunden nach Zürich, weil ich noch keine WG hatte. Die lange Zugfahrt wollte ich nutzen und Unizeugs erledigen. Denkste! Der Zug war prallvoll – Rushhour, zumindest in der zweiten Klasse. Mittlerweile wohne ich in einer WG und wenn eine lange Zugfahrt ansteht, achte ich darauf, nicht während Stosszeiten zu fahren und Sparbillette zu nutzen. Dann kann ich nämlich in Ruhe am Laptop arbeiten oder etwas durchlesen, während neben mir schöne Landschaften vorbeiziehen.

Sparbillette: www.sbb.ch



Caminada

Beruhigendes Gruseln

Dystopie — Margaret Atwood hat eine Fortsetzung zu ihrem Buch «The Handmaid's Tale» geschrieben. Ich bin voller Vorfreude. Dystopien haben eine Anziehungskraft auf mich, als würde ich dem Bösen frönen. Orwell, Bradbury und eben Atwood: Sie schaffen es, eine Zukunftsvision zu zeichnen, die so absurd wie real, so fern wie unmittelbar ist. Grauen vermischt sich mit Faszination. Wäre es möglich? Ich horte diese Bücher, als würden sie morgen verbrannt. Vielleicht lese ich sie aber auch gerne, um im Alltagsstress versichert zu sein: Ich habe es eigentlich ganz gut.

Margaret Atwood, «The Testaments», 2019



Tinnermann

Das beste Kuchenstück

Zvieri — Das ist keine Ode an alle Rüeblikuchen dieser Welt, sondern an einen ganz bestimmten. Denn das Café Zähringer hat die Kunst des Rüeblikuchen-Backens gemeistert. Nicht zu süss, genau die richtige Konsistenz und ein idealer Glasuranteil sind die Komponenten dieses Meisterwerks. Die Wohnzimmer-Atmosphäre des Cafés trägt ausserdem trotz unmittelbar bevorstehendem Semesterbeginn dazu bei, dass sich stundenlanges Kuchenvertilgen und Kaffeeschlürfen wie eine vollkommen vertretbare Tagesaktivität anfühlen.

Café Zähringer, Zähringerplatz 11, 8001 Zürich



Ehrat

Alle Tassen im Schrank

Trolle — Tove Jansson ist die Erschafferin der Moomins, dieser eigenartigen, rundlich-weissen Trolle. Eigentlich hat sie Geschichten für ihre Kreaturen geschrieben, meist in Comic-Form. Ihr Vermächtnis lebt heute aber auch anders weiter: Die Künstlerin Tove Slotte-Elevant zeichnet Motive aus Janssons Werk liebevoll auf Arabia-Porzellan-Tassen. Mittlerweile sind diese zu regelrechten Sammelstücken geworden. Nicht nur haben die Tassen die perfekte Grösse für einen Kaffee (Filter, natürlich), sie zaubern auch Farbe in den Geschirrschrank und mir ein Lächeln aufs Gesicht.

Schiffe 51 Jackson, 8001 Zürich

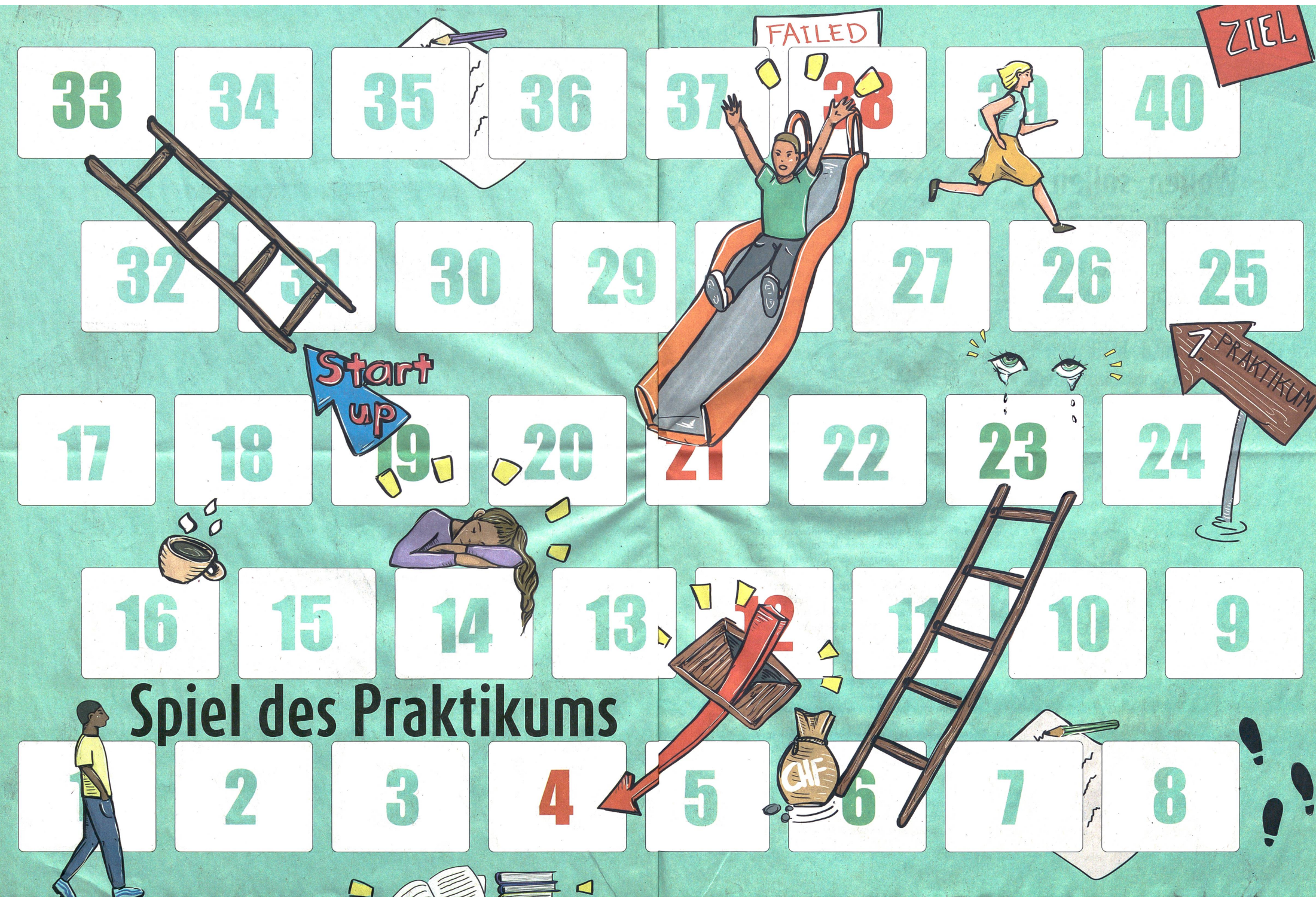


Bisping

Über Stock und Stein

Wanderlust — Wir Studierende spüren unsere Körper nicht mehr. Wir sind verkopfte Menschen. Darum sollten wir auf Berge steigen. Nirgends riecht die Luft reiner als auf Berggipfeln, nirgends fühlen sich Sonnenstrahlen weicher an. Nirgends schmecken belegte Brote frischer. Und wenn die Müdigkeit in den Kopf gestiegen ist und die Füsse von den Wanderschuhen wund gerieben sind, liegt man nirgends besser als auf Alpenwiesen. Zwischen Enzian und Alpenrose lässt's sich einfach besser denken – und vor allem weniger.

Augstbordhorn, 2971 m ü. M.



Spiel des Praktikums



Wollen, sollen oder müssen?

An Hochschulen werden Praktika unterschiedlich gehandhabt. Ein Blick auf drei Studiengänge an Uni und ETH.

Jonathan Progin (Text)
Sumanie Gächter (Illustrationen)



Ohne berufliche Erfahrung geht gar nichts mehr. In der heutigen Leistungsgesellschaft ist ein Hochschulabschluss erst etwas wert, wenn Studierende bereits Einblick in mehrere Berufe gewonnen haben – darunter idealerweise in einen, in dem sie später ihren Lebensunterhalt verdienen wollen. Dieser auf reine wirtschaftliche Effizienz getrimmte Anspruch stellt die Hochschulen und die Studierenden aber vor Probleme: Erstens bieten die Uni und die ETH nicht Berufsausbildungen per se an und zweitens sind viele Praktika schlecht oder gar nicht bezahlt und nur mit Abstrichen während der Vorlesungszeit zu absolvieren. Klar ist, dass Studium und Praktikum kaum miteinander harmonisieren. Was tun also die Uni und die ETH, um es den Studierenden einfacher zu machen? Wo wird den Praktika-Suchenden geholfen, wo ist ein Praktikum Pflicht, wo nicht?

Viele Anforderungen an ein Praktikum

Das Institut für Politikwissenschaft (IPZ) in Oerlikon sieht kein obligatorisches Praktikumsprogramm im Curriculum vor. Allerdings können sich Studierende freiwillig ein Praktikum anrechnen lassen – im Bachelor als Wahlmodul im Umfang von drei Credits, im Master als Seminar im Umfang von sechs Credits. «Wir wollen unbedingt ein Praktikumsprogramm anbieten, die Praxisorientierung für die Studierenden ist uns ein wichtiges Anliegen», sagt Naome Czisch, Prüfungs koordin atorin und Verantwortliche für Praktikumsprogramme am IPZ. Denn erst durch

praktische Erfahrungen können Studierende den Mehrwert des eigenen Studiums schätzen lernen und sehen, wie wertvoll ihr Wissen ist, so Czisch.

Wer sich am IPZ ein Praktikum anrechnen lassen will, muss eigenständig eine Stelle suchen. Das Institut vermittelt keine Stellen direkt, erklärt Czisch: «Die Bewerbung gehört zum Prozess dazu. Diese Chance können und wollen wir den Studierenden nicht abnehmen.» Ausserdem muss das Praktikum einen konkreten Bezug zur Politikwissenschaft aufweisen und durch den Arbeitgebenden bestätigt werden. Zum Schluss müssen Studis noch einen Praktikumsbericht einreichen; erst dann können die Credits verbucht werden. Trotz diesen Anforderungen bleibt das Programm freiwillig. Daraus ein Pflichtmodul zu machen, wäre aus Sicht des Instituts aber ein Schritt zu viel. Es gäbe viele Praktikumsplätze, die sechs Monate oder mehr in Vollzeit verlangen, sagt Czisch. «Das wollen wir unseren Studierenden nicht verpflichtend abverlangen, das Studium an sich ist ja schon eine Herausforderung.»

Noch nie im Leben gearbeitet

Dieses Credo gilt beim Departement Architektur an der ETH nicht. Dort müssen Studierende zwingend Arbeitserfahrung sammeln, damit sie sich später diplomierte Architekt*innen nennen können. Und das aus einem einfachen Grund: «Die Studierenden sollen ihr zukünftiges Arbeitsfeld kennenlernen. Viele unserer Studierenden haben noch nie in ihrem Leben gearbeitet», sagt Mathias Imgrüt vom Studiensekretariat Architektur ETH.

Für das Bachelor-Diplom sind sechs Monate Arbeitserfahrung Pflicht, für das Master-Diplom weitere sechs Monate. Um den Master of Science ETH in Architektur zu erlangen, müssen Studis also insgesamt ein Jahr Praktikum über sich ergehen lassen. Doch das Praxisjahr ist nicht einfach so ins Studium eingebunden, obwohl es eine Bedingung für den Abschluss ist. Im aktuellen Master-Studienreglement steht, dass die praktische Tätigkeit während Urlaubssemestern auszuüben sei und dass dafür keine ECTS-Credits vergeben werden. Die Arbeitserfahrung hat also zusätzlich zur Regelstudienzeit von fünf Jahren für den Master zu erfolgen – damit verlängert sich das Studium für angehende Architekt*innen um mindestens ein Jahr. Zur Erleichterung der Studienplanung wird daher bereits im Bachelor empfohlen, die gesamte Praktikumszeit von zwölf Monaten nach dem vierten Studiensemester zu absolvieren.

Dafür sind die möglichen Tätigkeitsbereiche für Praktika in der Architektur offener. Zwar werden ausdrücklich sechs Monate in einem Projektierungs- oder Ausführungsbüro gefordert, das restliche halbe Jahr kann aber genauso gut in einer Zimmerei, in Schlosserbetrieben oder im Hoch- oder Tiefbau verbracht werden. «Wir befürworten praktische Tätigkeiten auf dem Bau, weil es den Studierenden einen

komplett anderen Blickwinkel auf ihren zukünftigen Wirkungsbereich erlaubt», erklärt Mathias Imgrüt die grosse Bandbreite an Arbeitsbereichen.

Praktika sind «sehr erwünscht»

Mit dem in diesen Herbstsemester anlaufenden Master-Studienprogramm (Minor) «Deutsche Literatur: Theorie – Analyse – Vermittlung» bietet auch das Deutsche Seminar der Universität Möglichkeiten, praktische Arbeitserfahrungen an das Studium anzurechnen. In den beiden Modulgruppen «Literaturkritik» und «Literaturvermittlung» sind Praktika laut Davide Giuriato, Studienprogrammdirektor des Deutschen Seminars, zwar nicht obligatorisch, aber «sehr erwünscht».

Ansonsten haben Studierende der Sprach- und Literaturwissenschaften kaum eine Möglichkeit, sich ein Praktikum anrechnen zu lassen. Nur im Bachelor-Studiengang Skandinavistik gibt es das

«Wir bieten keine Berufsausbildung an.»

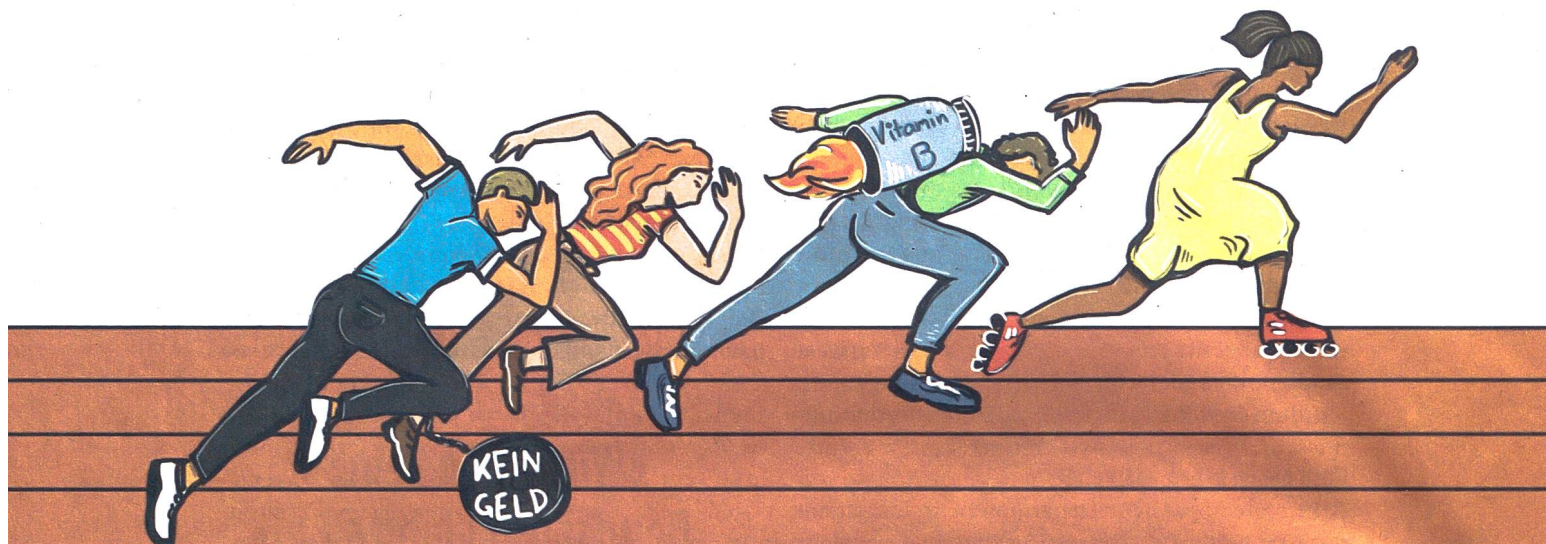
Davide Giuriato

Wahlmodul «Praktikum», das Arbeitserfahrungen von mindestens zwei Wochen bei Medien, kulturellen Institutionen oder Bibliotheken mit sechs ECTS-Punkten verbucht. In der Vergleichenden Germanischen Sprachwissenschaft können sich Studis für drei Credits Praxiserfahrung anrechnen lassen.

Dieser Umgang mit Praxismodulen erstaunt, denn die Webseite des Deutschen Seminars verweist unter «Berufsperspektiven» auf externe Beiträge, in denen beispielsweise gefordert wird, dass Praktika «möglichst studiumsbegleitend absolviert werden» sollen. Warum wird dies aber kaum im Curriculum berücksichtigt? «Mit der neuen Studienreform und dem ausgebauten Angebot an praxisorientierten Modulen wollen wir den Studierenden ebenso konkrete wie attraktive Perspektiven mit Blick auf den Einstieg ins Berufsleben eröffnen», so Giuriato. «Wir bieten aber grundsätzlich keine Berufs-, sondern eine Fachausbildung an.»

Direkt nachfragen hilft

Bildung oder Ausbildung hin oder her: Die Anforderungen an Studis sind gestiegen. Praktika sind bei Arbeitgebenden nicht nur gern gesehen, sie werden teilweise vorausgesetzt. Wer sich für ein Praktikum interessiert, sollte sich am besten bei den entsprechenden Stellen an den Departementen und Instituten erkundigen. Denn die tatsächlichen Möglichkeiten sind nicht überall klar ersichtlich – trotz der Bemühungen seitens der Uni oder der ETH. ♦



Gefangen in der Warteschleife

Studierende sind unter grossem Druck: Sie sollen neben dem Studieren auch Arbeitserfahrung sammeln. Kann das gut gehen?

Noemi Ehrat (Essay)
Sumanie Gächter (Illustration)

Beim ersten Praktikum habe ich gemerkt, dass jene Branche nichts für mich ist. Im zweiten hatte ich zwar Spass und Lernerfolge, aber auch einen zusätzlichen Job, um mir das Praktikum zu finanzieren. Wie so viele Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften habe ich Praktika absolviert. Das erste bald nach der Maturität, das zweite während des Studiums. Laut Career Services der Universität Zürich habe ich somit alles richtig gemacht: Eines meiner Praktika war gar im Ausland und nebst Studium habe ich auch immer Teilzeit gearbeitet.

Arbeitserfahrung bereits während des Studiums zu sammeln, zahle sich aus und ebne den Weg zu einem übergangslosen Einstieg ins Berufsleben. Roger Gfrörer, Leiter der Career Services, bezeichnet ein Praktikum gar als den «unerlässlichen ersten Schritt ins Berufsleben». Der Haken: Trotz meiner vielfältigen Erfahrungen wird mich auch nach abgeschlossenem Studium wohl kaum ein Arbeitgeber mit offenen Armen empfangen und einstellen.

Billige Arbeitskräfte

Dabei sind Praktika als zeitlich begrenzter Einstieg in die Arbeitswelt vorgesehen. Auch eine darauf

folgende Festanstellung soll nicht ausgeschlossen sein. Aber mal ehrlich: Das mag vielleicht funktionieren, wenn man eine reiche Tante bei der Bank hat. Ohne viel Vitamin B droht Universitätsabgänger*innen vor allem eins: Eine unbestimmte Anzahl schlecht bezahlter Praktika, je nach Erfolg mit Aussicht auf ein Volontariat oder Traineeship, bei dem man immer noch nicht ganz ernst genommen, aber vielleicht etwas besser bezahlt wird. Doch das Hingehaltenwerden auf eine bessere Anstellung funktioniert; denn andere Optionen sind schlicht nicht vorhanden. Was ist man da mehr als eine billige Arbeitskraft?

Es ist schon schwierig genug, wenn man eine klare Vorstellung seiner beruflichen Zukunft hat. Wenn dem aber nicht so ist, wird es zum wahren Albtraum. Vielleicht ist man von seiner Studienwahl nicht hundertprozentig überzeugt. Vielleicht braucht es Zeit, die eigenen Stärken und Interessen zu entdecken. Doch dafür gibt es keinen Raum. Stattdessen sollen wir bereits während des Studiums Arbeitserfahrung in einem relevanten Berufsfeld sammeln und Vollgas geben. Das Sammeln von ECTS-Punkten wird plötzlich zur Nebensache, denn: Was nützt uns ein guter Notenschnitt, wenn wir nicht

Traut man uns nicht zu, Verantwortung zu übernehmen?

zumindest einige Jahre Berufserfahrung vorweisen können? Oder was nützt uns eine Erfahrung in einer Branche, in der wir nicht bleiben wollen? Während der Semesterferien im Verlagsbusiness gearbeitet und sich nun auf eine Stelle im Marketing beworben? Pech gehabt – «Wir haben für die Stelle eine besser qualifizierte Person gefunden. Aber wir könnten Ihnen ein Praktikum anbieten.»

Rich-Kids-Club

Zudem hat das Praktika-till-you-drop-System einen elitären Beigeschmack. Viele Studierende können es sich schlicht nicht leisten, während der Semesterferien unbezahlt oder für sehr wenig Lohn zu arbeiten. Studiengebühren, Lebensmittel und Mieten wollen immer noch bezahlt werden. Die wenigsten Hochschulabgänger*innen werden sich ihre Karriere etwa im Service vorstellen. Dennoch ist genau dies eines der «beliebtesten» Arbeitsfelder für Studis – weil die Löhne immer noch höher sind als in manchem Praktikum. Fälle von Kolleg*innen, die trotz Teilzeitjobs während des Studiums nach dem Abschluss keine Stelle oder nicht mal ein Traineeship finden, machen nicht gerade Mut. Selbst nach dem

Studium sind viele auf die finanzielle Unterstützung ihrer Eltern angewiesen. In Zürich von 1500 Franken im Monat leben zu wollen, ist eine Illusion. Wenn sich dann Praktikum an Praktikum reiht, können sich die wenigsten von ihrem Ersparten allein über Wasser halten. Und was, wenn der monatliche Zustupf der Eltern nie eine Option war?

Die Studis von heute sind keineswegs fauler oder unkreativer als die vergangener Generationen. Es ist nun mal einfach schwieriger, einen guten Job zu kriegen. Das ist sehr schade, denn: Viele sind froh, in den Semesterferien etwas Arbeitsluft schnuppern zu können, und freuen sich nach Ende des Studiums auf den Einstieg in die Berufswelt. Denn Studieren mag zwar schön und gut sein, aber vielleicht sehen wir uns nach drei bis fünf Jahren an schummrigen Arbeitsplätzen in der überfüllten Bibliothek eher in einer Sitzung des Social-Media-Teams oder beim Ausmessen eines Tunnels auf dem Bau. Während des Studiums entwickeln wir eigene Vorstellungen von der Welt und Ideen, die wir ausprobieren wollen. Doch bald realisieren wir, dass das niemanden interessiert. «Erst muss du dir mal die Sporen abarbeiten», heisst es. Wenn wir dann lange genug ausgeharrt haben, dürfen wir mit etwas Glück eigene Konzepte einbringen. Doch die leidenschaftliche Sturm- und Drang-Zeit der Jugend ist bis dann vorbei. Diese interessante Phase in der eigenen Entwicklung hat man stattdessen in diversen Praktika verbraten, wo die eigene Meinung nicht gefragt war.

Her mit den Jobs

Wer nun glaubt, sich dem Praktika-Leiterlispel widersetzen zu können, hat sich geschnitten. Einerseits müssen wir dankbar sein, überhaupt ein Praktikum, Traineeship oder Volontariat zu haben. Sonst kellnern wir halt weiter. Andererseits brauchen wir uns nichts vorzumachen: Praktikant*innen sind ersetzbar. Du bist nicht ausreichend schnell oder die Chefin nicht genug gefügig? Tant pis, die nächste Person freut sich bereits über deine Stelle. Die ganz freundlichen Arbeitgebenden reiben einem dies zudem gerne unter die Nase. Was ist das Resultat dieses Irrsinns?

Vor der Erfindung von Bologna und der Generation Praktikum ging es im Studium angeblich um tatsächliches Lernen aus Interesse. Natürlich hatten Studierende auch dann schon Teilzeitjobs oder das eine oder andere Praktikum. Doch scheint mir die Entwicklung hin zur endlosen Praktika-Schleife problematisch. Trauet man uns etwa nicht zu, Verantwortung zu übernehmen? Wir trauen es uns zu. Wir wollen lernen, wir wollen nach dem Studium arbeiten können – und dafür auch fair entschädigt werden. Ich weiss, dass mir nach meinem Studiumabschluss ein weiteres Praktikum bevorsteht. Das ist aber in Ordnung – schliesslich wird es erst mein drittes sein. ♦

Eine Bereicherung – aber für wen?

Ein Praktikum ist für viele Studis unumgänglich. Arbeitgebende und Karriereberater*innen erzählen ihre Sicht der Dinge.

Stephanie Caminada (Text) und Sumanie Gächter (Illustration)

Praktikant*innen sind billige Arbeitskräfte für Unternehmen, so der gängige Mythos. Doch für wen ist ein Praktikum tatsächlich ein Mehrwert? Kann es einen gleichwertigen Austausch zwischen Arbeitgebenden und Praktikant*innen geben?

Aus Sicht von Firmen und Beratungsstellen ist ein Praktikum eine Bereicherung für den Betrieb wie auch für den Praktikanten oder die Praktikantin selbst. Indes sind Praktika unterschiedlich definiert und folglich wenig geregelt. Gemäss Roger Gfrörer von den Career Services der Universität Zürich ist ein Praktikum eine zeitlich befristete Anstellung in einem Unternehmen, in dem eine Person ohne spezifische Berufserfahrung in einen oder mehrere Funktionsbereiche Einblick erhält. «Für die Arbeit erhalten Praktikant*innen im Gegenzug Feedback und Weiterbildungsmöglichkeiten.» So könne man schliesslich abschätzen, ob man den entsprechenden Berufsweg weiterverfolgen möchte. Diese Definition eines Praktikums wird aber eher selten ausserhalb der Seiten eines Lexikons anzutreffen sein, ist sie doch sehr idealisierend. Im Praktikumsalltag sieht es vielfach anders aus.

Praktikum ist Einstellungssache

Jedes Unternehmen und jeder Berufsbereich hat ein anderes Verständnis von Praktika, und die jeweiligen individuellen Vereinbarungen können stark voneinander abweichen. Deshalb ist es essentiell, alles im Voraus mit den Vorgesetzten schriftlich festzuhalten, sagt Gfrörer. Mittlerweile würden Studierende auch auf Ratingtools wie etwa Google-Bewertungen nachlesen, welche Praktikumserfahrungen in bestimmten Betrieben gemacht wurden und was für einen Ruf ein Unternehmen hat. «Bei einem Hotel mache ich ja auch einen Background-Check, ich buche nicht einfach», sagt Gfrörer. So relativieren sich auch die Erwartungen. Ein Praktikum «ist eine Einstellungssache», findet denn auch Solène Wolff von den Career Services der ETH.

Dass sie ihr Praktikum als ausbeuterisch empfänden, würde auch teilweise daran liegen, dass sich

viele Studierende ohne bisherige Arbeitserfahrung überschätzen und deshalb von der Praktikumserfahrung enttäuscht seien, sagt Wolff. «Dass einem nicht gleich die grössten Projekte übergeben werden, ist Tatsache.» Nach dem Studium prallt man auf die Realität der Arbeitswelt. In einem Fach gut qualifiziert zu sein, heisse aber noch lange nicht, zu wissen, wie es im Berufsalltag läuft. Das Praktische liege einem fern. Sind die Praktikant*innen dennoch unterfordert im Betrieb, sollen sie selbst mal Initiative zeigen und von sich aus ein Projekt anreissen.

Praktikum zur Selbstfindung

Die Arbeit an sich steht aber auch gar nicht so sehr im Vordergrund. Es gilt herauszufinden, ob einem die Tätigkeiten gefallen, einen Einblick in ein Berufsfeld zu erhalten und auch einen Betrieb kennenzulernen – und das ohne Druck. Für Kulturinstitutionen etwa sei ein Praktikum der «Versuch, in einer anderen Währung zu bezahlen, also Erfahrung gegen Mithilfe zu tauschen», sagt Julia Reichert, Leiterin des Theaters Neumarkt. Schlussendlich sei eine Praktikumserfahrung auch ein wenig Selbstfindung. So sagt Reichert, sie habe von ihrer Zeit als Hospitantin in unzähligen Theatern und Kulturinstitutionen, auch wenn auch nur als Assistentin der Assistentin, «biografisch unglaublich viel profitiert, sogar mehr als vom Studium».

Es bietet sich zudem an, ein Praktikum vor dem Masterabschluss zu absolvieren. Denn aus der Arbeitserfahrung kann man einen «neuen Lern- oder Entwicklungsbedarf ableiten», so Gfrörer. Oder die Richtung noch einmal komplett ändern. Später wird es nicht mehr möglich sein, so viel auszuprobieren.

Ist das nicht Schönreden? Arbeitgebende wollen auch von Praktikant*innen profitieren. Damit es einem Unternehmen wirklich etwas bringt, muss die Person auch leistungsfähig sein. Doch nicht alle Firmen hätten Kapazität und Ressourcen, Praktikant*innen zu bezahlen und auch auszubilden, sagt Wolff. Beratungsstellen scheinen hierbei auf der Linie der Unternehmen zu sein: Erfüllen die



Arbeitgebenden, was sie zu Beginn versprochen haben, sei ein tiefer Lohn gerechtfertigt. Eben der Erfahrung wegen.

Praktikum als Rekrutierungskanal

Für viele Firmen bietet sich das Praktikum aber auch als Rekrutierungskanal an. Es kann als vorgezogene Probezeit gehandhabt werden, manchmal winkt im Anschluss gar eine Festanstellung. So zum Beispiel bei der NZZ. «Praktikant*innen sollen bei uns ein Gefühl für die Arbeit im Journalismus bekommen. Sie sollen für sich entscheiden können, ob ihnen die Arbeit gefällt», sagt Carola Ettenreich, Mitglied der NZZ-Chefredaktion. Praktikant*innen würden in den Alltag eingebunden werden und im regulären Dienst arbeiten. Gleichzeitig prüft der Verlag das Können, den Einsatz der Praktikant*innen. Stimmt es für beide Seiten, könnten sie oft auch eine Festanstellung in Aussicht stellen, so Ettenreich.

Ausserdem werden Praktikumsstellen auch als «Brandingtool» genutzt, um das Unternehmen als potentiellen Arbeitgeber sichtbar zu machen. Ein Betrieb habe ein gewisses Image, deshalb sei es umso wichtiger, diesen kennenzulernen, sagt Ettenreich. Es sei auch für die Firma eine Möglichkeit zu zeigen, welches Potential in ihr steckt.

Praktikum, eine Exklusiverfahrung

Unterbezahlte Arbeit ist dennoch ein drängendes Problem. Viele können sich ein Praktikum nicht leisten, weil sie sich ihr Leben bereits ohne «Sponsor» finanzieren müssen. Praktikumlöhne reichen da oftmals nicht. Insbesondere bei NGOs muss man sich

oft mit einem freiwilligen Einsatz zufriedengeben, bei der UNO gibt es gar Praktikumsstellen, für die man bezahlen muss. So ist diese Arbeitserfahrung in gewissen Bereichen gar nicht allen zugänglich.

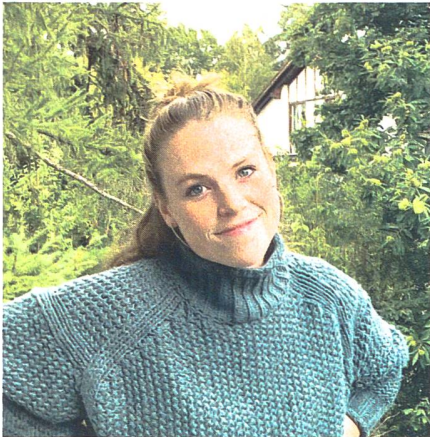
Bei Ausschreibungen für Praktikumsstellen wird oft schon Arbeitserfahrung vorausgesetzt. Für Studierende ergibt sich dadurch ein Teufelskreis. An die Arbeitserfahrung kommt man im Studium nur durch ein Praktikum, dieses bleibt einem aber teilweise verschlossen, weil man eben noch keine Berufserfahrung hat. Zu viele Praktika lassen einen dann wieder unentschieden wirken. «Ein Praktikum braucht man aber nicht unbedingt», sagt Gfrörer. Schliesslich gäbe es Alternativen. Auch ein Nebenjob in einem ganz anderen Bereich oder freiwillige Einsätze neben dem Studium zählen als Arbeitserfahrung und zeigen den Arbeitgebenden, dass man «anpacken» kann. Ettenreich sagt, es sei auch immer relevant, wie sich Bewerbungen zueinander verhalten. «Wie engagiert und interessiert zeigt sich jemand?» – auch das zähle.

Für die Beratungsstellen liegt es in den Händen der Praktikantin oder des Praktikanten selbst, wie viel ein Praktikum bringt. Schliesslich erzählt man den Arbeitgebenden eine Geschichte, wie man dahingekommen ist, wo man ist. Ein Märli soll es nicht sein, aber weiss man seine Biografie gut zu präsentieren, kann man drei Praktika oder gar keins gemacht haben. Selbstvermarktung ist das Zauberwort. Unternehmen schätzen bewusste Entscheidungen, also lässt man seine biografischen Ausschweifungen einfach wie stringente Stationen eines geradlinigen roten Faden aussehen. ♦

Von der Theorie zur Praxis

Drei Studierende berichten von ihren ersten Praktikumserfahrungen.

Nuria Tinnermann (Text und Bilder)



Joy studiert Internationale Beziehungen in Genf und hat ihr Praktikum bei der NGO «Sounds of Palestine» in Palästina und Israel absolviert. Dabei hat sie zum Beispiel Kunst- und Musikstunden für Kinder zur Bewältigung von Traumata organisiert.

Bezahlung

«Das Praktikum war unbezahlt und ich musste für Flug und Essen selbst aufkommen. Besuche bei verschiedenen Organisationen und Vorträge von Spezialist*innen zum Konflikt waren lehrreich. Das fand ich keinen schlechten Deal. Das ist aber nicht immer der Fall bei internationalen Organisationen. Es ist generell eine Gratwanderung zwischen der effizienten Nutzung von Spende und einer fairen Entlohnung.»

Fazit

«Ich finde es wichtig, sich bei Auslandspraktika Gedanken zur Herangehensweise zu machen. Es gibt einen Unterschied zwischen einem Praktikum, dessen Fokus aufs Lernen gerichtet ist und zu dem man seinen eigenen Hintergrund mitbringt, und Freiwilligenarbeit oder Volontourism. Letzteres hinterlässt oft einen neokolonialen Beigeschmack.»



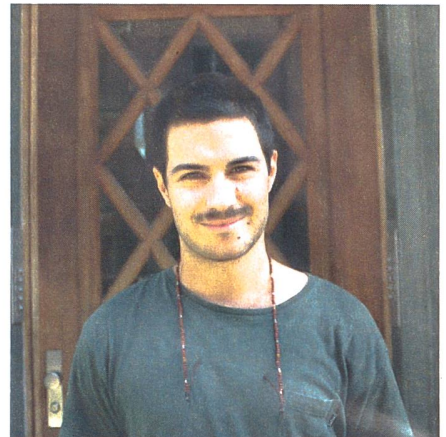
Flavia ist Psychologiestudentin, für sie ist ein Praktikum Pflicht. Sie hat als Praktikantin bei einer Anlaufstelle für Menschen mit Suchtproblemen gearbeitet. Dabei konnte sie bei Gruppentherapien assistieren und diese teilweise auch leiten, bei Einzelsitzungen mithören, Neurofeedback geben und Achtsamkeitsübungen mit Patient*innen durchführen.

Bezahlung

«Das Praktikum war bezahlt, was ich wichtig finde, auch wenn der Lohn eher tief ist. Der hohe Lerneffekt hat für mich den tiefen Praktikumslohn etwas ausgeglichen. Es war teilweise sehr streng, ich musste viel Zeit und Energie investieren.»

Fazit

«Grösstenteils konnte ich das bis anhin Gelernte überhaupt nicht bei der Arbeit anwenden. Schätzungsweise 20 Prozent des Unistoffes waren hilfreich. Den Rest konnte ich dank meiner eigenen Erfahrungen, die ich während meiner Praktikumszeit fortlaufend sammeln konnte, gut bewältigen. Ich habe gemerkt, dass ich definitiv Psychotherapeutin werden will. Denn ich weiss nun ganz sicher, dass ich mit dieser psychischen Belastung umgehen kann.»



Simon ist Architekturstudent an der ETH, für ihn ist ein Praktikum ebenfalls Pflicht. Dieses hat er in einem Architekturbüro mit Schwerpunkt Entwurf und Konstruktion absolviert. Dort hat er bei der Vorbereitung für einen Architekturwettbewerb und bei Bauprojekten mitgearbeitet.

Bezahlung

«Ich wurde mit 2100 Franken eigentlich ziemlich gut bezahlt. Weil ich als gleichwertiger Mitarbeiter behandelt wurde und den anderen nicht in vielem nachgestanden bin, wäre weniger auch unfair gewesen. Für die Architekturbranche ist dieser Lohn wahrscheinlich auf einem tiefen Niveau.»

Fazit

«Überrascht hat mich, wie stark sich gewisse Teile meines Studiums mit der Arbeit überschneiden. Im Studium hatte ich oft das Gefühl, einfach irgendwas zu zeichnen – nichts, was mit der Realität der Berufswelt zu tun hat. Die Vorbereitung für den Wettbewerb war aber eigentlich identisch. Nach meinem Praktikum weiss ich, was ich nicht will. Momentan will ich mich vor allem mehr mit Landschaftsarchitektur und Städtebau auseinandersetzen.» ♦

So kommt's gut

Um nicht als billige Arbeitskraft ausgenutzt zu werden, ist das
Kennen der eigenen Rechte unabdingbar. Ein Ratgeber.

Robin Bisping (Text) und Sumanie Gächter (Illustration)



Zweck

Ziel eines Praktikums ist es, Arbeitserfahrung zu sammeln und einen Einblick in ein Unternehmen zu erhalten. Idealerweise sollte daher ein Praktikum wegen seiner Lernmöglichkeiten und der Einbindung in ein Team ausgewählt werden.



Dauer

Ein Praktikum ist ein befristetes Arbeitsverhältnis. Eine zu kurze Praktikumsdauer ist nicht ratsam, weil sie es verunmöglicht, sich genügend in eine Stelle einzuarbeiten. Ein Praktikum ist allerdings auch nicht als Anstellung über einen langen Zeitraum gedacht. In der Regel dauert ein Praktikum drei bis sechs Monate, in manchen Fällen auch bis zu zwölf Monaten.



Probezeit

Ein Praktikum beginnt nur mit einer Probezeit, wenn diese im Arbeitsvertrag geregelt ist. Während einer Probezeit kann das Arbeitsverhältnis sowohl vom Arbeitnehmenden wie auch vom Arbeitgebenden innerhalb einer Frist von sieben Tagen gekündigt werden.



Mehrfache Verlängerung

Die mehrfache Verlängerung von Praktika ist in der Schweiz nicht erlaubt. Ansonsten könnte das von Unternehmen missbraucht werden, um den Kündigungsschutz von unbefristeten Arbeitsverhältnissen zu umgehen.



Praktikumslohn

Praktikumlöhne variieren je nach Branche. Ein Leitfaden der Uni-eigenen Career Services beziffert die Löhne zwischen 2000 und 4500 Franken. Manche Branchen zahlen hingegen wesentlich tiefere Löhne oder verzichten ganz auf eine Entschädigung. Unbezahlte Praktika sind laut Career Services nur akzeptabel, wenn sie in einer nicht-profitorientierten Organisation stattfinden.



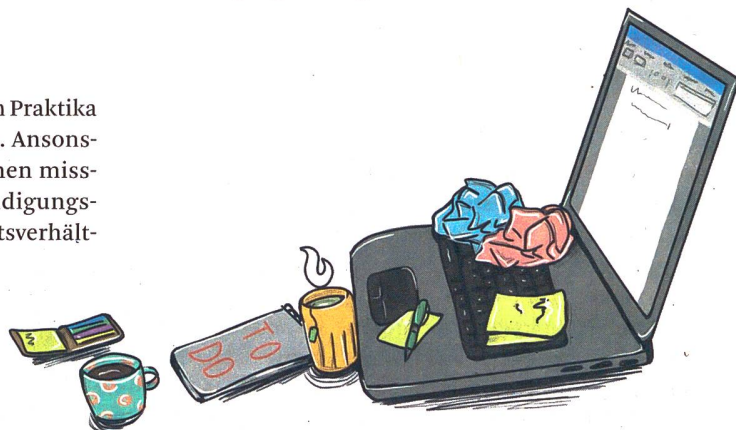
Vertragsende

Ein Praktikum wird nicht gekündigt. Es endet wie jedes befristete Arbeitsverhältnis automatisch. Bei Praktika gibt es keinen Kündigungsschutz. Deshalb läuft der Praktikumsvertrag auch bei Krankheit, Unfall oder Schwangerschaft aus. Eine vorzeitige Vertragsauflösung ist nur im gegenseitigen Einvernehmen möglich.



Arbeitszeugnis

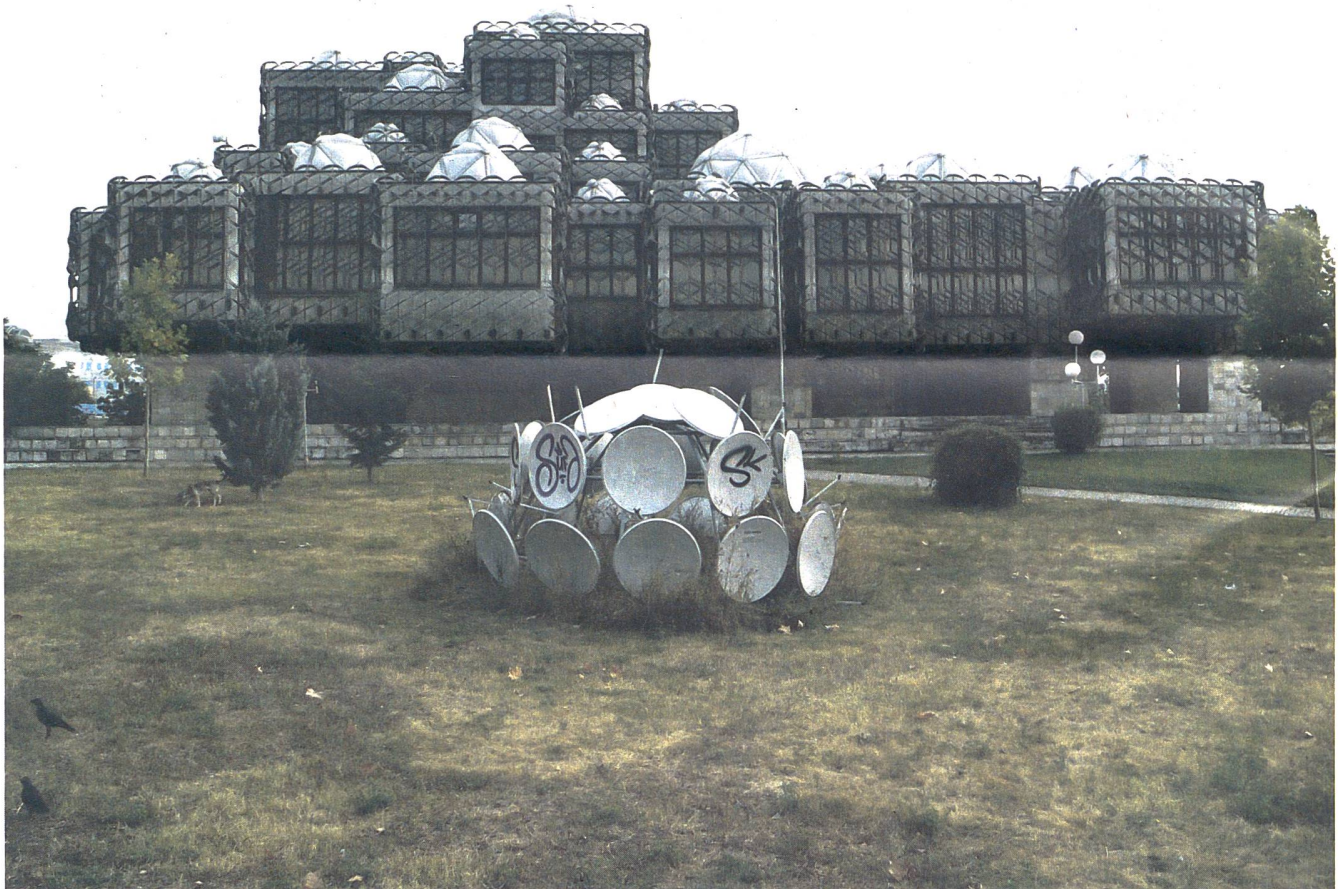
Es ist ratsam, ein Arbeitszeugnis anzufordern. Dieses kann dir bei der späteren Stellensuche merklich helfen. Alternativ kannst du auch eine Praktikumsbestätigung verlangen. ♦



Der Betonpalast von Prishtina

Kosovos Nationalbibliothek ist ein Paradebeispiel für gealterte Avantgarde.

Adelina Gashi (Text) und Oliver Camenzind (Bild)



Ein junger Mann mit Brille und Rucksack tritt aus dem Lesesaal und zieht vorsichtig die dunkle Holztür hinter sich zu. Seine Schritte hallen in der Eingangshalle wider, während er die weiss-schwarzen Steinstufen hinunter Richtung Ausgang und vorbei am Flügel unter der roten Haube aus Samt geht. An den Wänden erinnern Porträts von einflussreichen Akademikern und Politikern an die

Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des Landes. Benannt wurde die Bibliothek nach Pjetër Bogdani, der im 17. Jahrhundert als Bischof amtierte und als einer der bedeutendsten albanischen Autoren gilt.

Von diesem Prunk ist nicht mehr viel zu sehen, wenn man die National- und Universitätsbibliothek Kosovos verlässt und in den Park davor tritt. Die Wiesen sind karg und vertrocknet, streunende

Hunde huschen vorbei. Trotzdem ist die Biblioteka kombëtare e Kosovës, wie sie auf Albanisch heisst, weltberühmt. Das liegt an ihrer ausgefallenen und einzigartigen Architektur aus den späten Siebziger. Von 2018 bis 2019 war das Gebäude sogar in der Ausstellung «Toward a concrete utopia» im New Yorker Museum of Modern Art abgebildet, die sich mit der Architektur Jugoslawiens beschäftigte. ♦



Experimentieren mit Bewegung: Teilnehmerinnen am Open Space Tanz.

Enthemmt im Opernhaus

Der offene Workshop Open Space Tanz fordert vollen Körpereinsatz. Ein Erlebnisbericht.

Sophia Winkler (Text)
Noemi Ehrat (Bild)

Das mit dem Tanzen ist ja irgendwie so: Die Walzer-Schritte kennen angeblich alle, aber kaum jemand wirklich, Flamenco können nur Spanier*innen und für Ballett bin ich sowieso zu alt. Einen erfrischend anderen Zugang bietet die Workshopreihe Open Space Tanz des

Opernhauses Zürich. Hier können Teilnehmende mit Tanz und Bewegung «experimentieren, improvisieren und kreieren».

Mit allen Körperteilen gleichzeitig

Als ehemalige Waldorfschülerin kann ich meinen Namen tanzen. Doch beim Walzer wird es, obwohl ich gebürtige Wienerin bin, bereits knifflig: Wenn mein Tanzpartner nicht sicher führt, gibt es Fussalat und blaue Flecken. Trotz dieser spärlichen Fähigkeiten will ich mich im Tanz-Workshop versuchen. Dieser wird jeden Mittwochabend angeboten. Als ich eintreffe, hat sich eine Gruppe von rund 30 Teilnehmenden bereits zusammengefunden. Von jungen Hipstern bis zu Greisinnen mit weissem Kraushaar sind alle Altersstufen vertreten.

Bettina, die Kursleiterin, ist zuständig für die Vermittlung des Balletts Zürich. Sie fordert uns dazu auf, begleitet von klassischer Musik der Reihe nach jedes einzelne Körperteil ungeniert tanzen zu lassen. Nachdem meine Arme, Ohren und

Kniescheiben zu Mozart gerockt haben, müssen wir mit allen Körperteilen gleichzeitig tanzen. Das ist viel schwieriger, als es sich anhört. Nach einer kurzen Weile gibt Bettina lächelnd zu, dass es eigentlich auch gar nicht möglich ist. Trotzdem machen wir in den folgenden zwei Stunden genau das.

Leidenschaftliches Battle

Wir bewegen uns zu einer Geräuschkulisse aus Motorgeräuschen, Winden oder Tierlauten. Dabei entstehen getanzte und gespielte Interaktionen unter den Teilnehmenden. Nach kurzer Zeit kann ich ganz aus mir herausgehen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich mich mit einem Juchzen in die Höhe ziehe, um im nächsten Moment auf dem Boden zusammenzusacken, weil ich enthemmt meinem inneren Ruffolge, oder weil es noch peinlicher wäre, wie ein steifer Besen nur mit den Händen zu wedeln, während die anderen Teilnehmer so ungeniert mit «allen Körperteilen gleichzeitig» spielen.

Ganz egal, was mich dazu bewegt hat, spätestens in den letzten 15 Minuten überkommt mich ehrliche Freude. Wir stehen in einer Reihe und sollen mit kleinen Mimiken und Bewegungen mit der Gruppe spielerisch kommunizieren. Ich reisse die Show an mich und gebe mich einem spontanen pantomimischen Battle mit einem anderen jungen Teilnehmer hin. Den Wettkampf gewinne ich und schmeisse mich deshalb triumphierend auf den Boden. Mal wieder. Diesmal aber sind alle Augen der Teilnehmenden auf mich gerichtet. Sie lachen und applaudieren. Ich trete beschwingt von meiner imaginären Bühne ab und fühle mich wirklich gut.

Vom Mauerblümchen zum Schwan

Die Teilnehmenden erfahren im Workshop auch etwas über Produktionen und bekommen ein Bewusstsein für Tanz. Für Bettina steht das Kennenlernen im Vordergrund: sowohl sich mit Tanz und Bewegung bekannt zu machen, als auch Bekanntschaften mit den anderen Teilnehmenden zu schliessen.

Meine Skepsis zum Workshop, «in dem es keine Regeln gibt», hat sich in den zwei Stunden geändert. Ich habe den Ballettraum kleinlaut betreten. Doch ich habe mich von einem Mauerblümchen in einen stolzen Schwan verwandelt. ♦

Wollige Wärme — Die Tage werden langsam wieder kälter und kürzer. Das ist keine Entwicklung, die ich per se begrüsse. Doch während andere ihre Pumpkin Spice Lattes schlürfen, freue ich mich vor allem auf eins: Ich habe endlich Grund zu stricken. Was sich nach einer Aktivität für Altersheimbewohner*innen anhört, hat in Tat und Wahrheit einen hohen Suchtfaktor.

«Inestäche, umeschlah, durezieh und abelah» kennen die meisten Schweizer Schulkinder. Zugegeben, ich mochte die Arbeit mit Garn und Nadeln in der Schule nicht. Vor einigen Jahren aber habe ich entdeckt, wie meditativ es sein kann, zu sehen, wie ein Muster langsam entsteht. Eigentlich kann ich ja gar nicht stricken. Deswegen stricke ich Variationen desselben Pullovers mit verschiedenen Mustern und Farben. Ich bin auch unglaublich langsam. Immer wieder muss ich die ersten paar Reihen neu anschlagen, weil sich Fehler eingeschlichen haben. Wen kümmert's? Nicht mich, ich habe alle Zeit der Welt.

Ausserdem hat Stricken erfreuliche Nebenwirkungen: Es soll beispielsweise die Zusammenarbeit der linken und rechten Hirnhälften fördern. Sobald der Pulli eine gewisse Grösse annimmt, wärmt er zudem meine Beine während des Strickens. Das Abketten und Verstäten mag mich in den Wahnsinn treiben. Doch ich liebe nichts mehr, als das Endresultat zu betrachten und mich zu wundern, wie ich es geschafft habe, so etwas Schönes zu produzieren. Noch besser, wenn der Maschenstich an den Unterarmen auch hält.



Poetische Verwesungen

Buch — Dekarnation ist ein Vorgang, bei dem einem Körper Fleisch und Organe – auf welche Art auch immer – entfernt werden, um die Knochen freizulegen. So können die Gebeine für das Bestattungsritual verfügbar gemacht werden. Man durchdringt die Schichten des Körpers, öffnet ihn, vielleicht um Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen.

Unter das Zeichen solcher uralten Drastik hat die 28-jährige Berner Lyrikerin Eva Maria Leuenberger ihren ersten Lyrikband gestellt. Er ist in vier Zyklen angeordnet mit den Titeln «tal», «moor», «schlucht» und schliesslich wiederum «tal». Nebel, Vogel, Rinde, Wasser: Immer wieder kehrt Leuenberger, eine Abgängerin des Literaturinstituts in Biel, zu ihren Motiven zurück und vermittelt dadurch einen Eindruck enormer Konzentration und sorgfältigster ausgearbeiteter Entwicklung. Die Natur, wie sie Leuenberger beschreibt, ist voller Übergänge, Berührungen, Verwandlungen, ist voller Intimität, aber auch Gewalt. Moos federt, Haut reisst, Flüsse zermalmen Felsen. Dabei wird die Veränderlichkeit und Dynamik der Natur zum Spiegel menschlicher Körperlichkeit: «die birken reißen auf an der haut / das schwarze fleisch ist trocken / wie immer, und wie immer / erwarte ich blut / du bist nur rinde, denke ich / und berühre meinen arm».

Angesprochen wird dabei auch der Skandal des verletzbaren und sterblichen Leibs: «vielleicht hält der körper nur blut / ohne horizont». Können wir wissen, ob der aufgerissene Mund der Moorleiche Elling schreit oder singt? Aus solchen Unschärfen und Unentscheidbarkeiten ergeben sich bestechende Momente eines besonnen sinnlichen Entsetzens.

So elementar das Bildmaterial, so vielgestaltig ist die Gestaltung der Gedichte. Die formale Reichweite von Leuenbergers Lyrik umfasst prägnante Hauptsätze ebenso wie verschachtelte, visuell um Euripides- oder Emily-Dickinson-Zitate kreisende Kompositionen. Mit solcher Klarheit und Unbeirrbarkeit, mit solch sicherem Zugriff auf Sprache ist das alles verfasst, dass es fast schon verrückt scheint, dass dieser Band Leuenbergers erste Veröffentlichung in Buchform sein soll.

[man]

Eva Maria Leuenberger: «dekarnation». Droschl, erschienen am 23. August.



Noemi Ehrat

Wir vergöttern, was wir lieben, und loben es in den Himmel.



Musik an ungewöhnlichen Orten

Festival — Am letzten Septemberwochenende wird Winterthur dunkel, harmonisch und experimentell erklingen: Das Klubfestival Akzent hält Einzug. Ein junges Team will mit dem Festival, das dieses Jahr zum ersten Mal stattfindet, frischen Wind in die Winterthurer Kulturlandschaft bringen. Akzent profitiert zwar von der bereits gut etablierten Szene und deren Infrastruktur, stösst aber gleichzeitig in neue Gebiete vor. Es charakterisiert sich selber als vielseitig und gewagt.

Ziel des Festivals ist insbesondere die Förderung von wenig bekannten Acts, die noch vor ihrem künstlerischen Durchbruch stehen: Das Festival versteht sich auch als Experiment, bei dem noch nicht Etabliertes zelebriert wird. «Schlussendlich ist das einzige entscheidende Kriterium, ob die künstlerische Leistung vorhanden ist, die Qualität der Musik. Deshalb haben wir auch Künstler und Künstlerinnen gebucht, bei denen die Klubs sonst Bedenken hätten, ob das Konzert auch besucht wird», erklärt Pasquale Pelli, Mitglied des Organisationskomitees und Student der Geschichte und Deutschen Literaturwissenschaft an der Universität Zürich. Neben ihm ist mit Flurin Wäger noch ein weiterer Unistudent Teil des fünfköpfigen Organisationskomitees.

18 Künstler*innen an 12 verschiedenen Orten: Auf verschiedensten Bühnen in klassischen Konzertstandorten sowie an ungewohnten Orten wird Techno, Industrial Noise Jazz, Electronic, Cinematic Pop, Lo-Fi Folk und einiges mehr gespielt. Mit dem Konzept will das Organisationskomitee Musikliebhaber*innen aller Couleur anziehen. Der Anlass richtet sich an alle Interessierten, losgelöst von Alter oder Gender – das Credo lautet Vielfalt, auf der Bühne wie auch im Publikum.

Die Idee zum Festival entstand anlässlich des 15-jährigen Jubiläums von OnThur, eines Dachverbands der Winterthurer Clubs Albani,

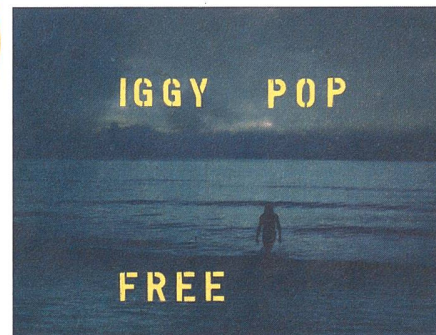
Salzhaus, Kraftfeld und Gaswerk. «Wir wollten eine neue, frische Veranstaltung auf die Beine stellen, die trotzdem eigenständig funktioniert», sagt Pasquale. «Wir Veranstaltenden waren oder sind alle in den Winterthurer Klubs aktiv und arbeiten in ihrem Auftrag. In der Ausgestaltung des Akzent sind wir aber komplett unabhängig.» Die Konzerte werden abgesehen von den Klubs auch dort stattfinden, wo normalerweise keine Live-Musik ertönt. Dazu gehören die Kinos Nische, Loge und Cameo, das Hotel Krone und das Secondhand-Geschäft Secondo Clothing. «Ein Konzert in einem Buchladen wäre super gewesen», sagt Pasquale, «vielleicht kommt das ja nächstes Jahr.» Das Akzent soll sich in den kommenden Jahren in seiner Nische weiterentwickeln, unabhängig von OnThur werden und neue Wege beschreiten. Schon jetzt setzt man auf ungewohnte Elemente wie Kunstinstallationen.

Für die Dekoration der Locations hätten sie eine enthusiastische Gruppe Studentinnen von der ZHdK gewinnen können, so Pasquale. Ihr Auftrag sei es, am Festival Werke zu präsentieren, die sich zu einem passenden Ganzen zusammenfügen. Ansonsten werde ihnen aber künstlerische Freiheit gelassen. So wie die Musik über die Klubs hinausgeht, geht das Festival auch über die Musik hinaus.

Welchen Act wird sich Pasquale selber nicht entgehen lassen? «Ich würde auf jeden Fall East Sister oder Neutral Zone empfehlen, um am Nachmittag etwas leichter einzusteigen. Wenn's Nacht wird, ist Efrim Manuel Menuck bestimmt einer unserer begabtesten Künstler.»

[nvr]

Das Klubfestival Akzent findet vom 27. bis zum 28. September statt. Die ZS verlost 3x2 Tagestickets (Freitag oder Samstag). Die Teilnahme ist per E-Mail möglich: redaktion@medienverein.ch.



Punk-Meditationen

Album — Eine weitere Ikone der sechziger und siebziger Jahre, die sich weigert, ihre Karriere an den Nagel zu hängen: Iggy Pop präsentiert mit «Free» ein Album, das nach «Post Pop Depression», seiner fulminanten Kollaboration mit Queens of the Stone Age, hoch antizipiert wird.

Ähnlich hohe Wellen wird «Free» nicht schlagen. Das liegt schon an der spärlichen Länge von 33 Minuten. Diese halbe Stunde ist zudem mit zahlreichen meditativen Soundcollagen angefüllt, die eher in einer der trendigen Mindfulness-Apps zu erwarten wären als auf einem Album des Punkrock-Gotts. Solche Soundexperimente mit melodiosen Bläsern und sedierenden Bässen lässt sich Iggy nicht verbieten, das macht er den Hörer*innen bereits im eröffnenden Titelsong klar, wenn er über düstere Saxofon-Soli hinweg mantrisch predigt: «I wanna be free.» Dabei hält er sich an eine Maxime, die er seine ganze Karriere hindurch befolgt hat: Dass Songtexte nicht mehr als 25 Wörter beinhalten sollten.

Iggys geölte Crooner-Stimme ist Beleg dafür, dass er nach Jahrzehnten nihilistisch-exzessiven Lebenswandels ein ruhigerer, gesetzter Künstler geworden ist. Er weiss, dass er seine noch immer wilden, zehrenden Tour-Auftritte nur mit Qi Gong, Meditation und Tee zu überstehen vermag. So rückt auch auf dem neuen Album der Punk in den Hintergrund. Sechs glimmernden Spoken-Word-Einlagen, zu denen auch die bemerkenswerte Interpretation des Dylan-Thomas-Gedichts «Do not go gentle into that good night» gehört, stehen bloss vier klassische Singles gegenüber. Von denen können nur das bläsergetränkte «Dirty Sanchez» und der furiose Track «Loves Misgiving» überzeugen. Nur hier vermag Iggys grandiose Gesangsleistung Energien zu entfesseln, die Reminiszenzen an die dreckigen, bahnbrechenden Zeiten der Stooges wecken.

So ist Iggy Pop mit «Free» zwar kein weiteres Opus Magnus gelungen, aber eine grossartig unkonventionelle LP, die sich Musikliebhaber*innen nicht entgehen lassen dürfen. Der Grand-père terrible des Punks treibt auch noch im sechsten Jahrzehnt seiner Karriere erfolgreich sein Unwesen.

[fis]

«Free» von Iggy Pop ist am 6. September beim Label Caroline International erschienen.

Unentdecktes entdecken

Das Start-up #letsmuseum bietet alternative Museumsführungen an.
Diese vermitteln einen kritischen Blick auf Altbekanntes.

Stephanie Caminada (Text und Bilder)

«Frauen und Wein sind die beste Gesellschaft», sei vor ein paar Wochen auf einem Schild vor dem Kunsthaus gestanden, sagt Museumsführerin Sina. Deswegen haben wir uns heute zu der etwas anderen Museumstour «Womamazing» versammelt. Denn das Kultur-Start-Up #letsmuseum will gängige Kunsthistorie hinterfragen.

Museumsführung – ein Wort, das mit langweiligem, elitärem Gerede, stundenlangem Stehen und unterdrücktem Gähnen assoziiert wird. Besucht man in den Ferien ein Guggenheim oder MoMA, hängt man sich wenigstens ein Audiotour-Gerät um, man will sich ja kunsthistorisch interessieren.

«Was soll Kunst zeigen dürfen?»

Museumsguide Sina

zeigen. Doch die monotone Stimme lässt die Begeisterung für ein Kunstwerk, das an sich bemerkenswerte, kuriose oder überwältigende Geschichten erzählen könnte, verblassen. Zuhause nimmt man selten an einer Führung teil – das ist die eigene Stadt, man ist doch keine Touristin, kein Tourist. Dabei gäbe es so einiges zu entdecken.

Eine Frage der Perspektive

So bleiben wir auf der Tour mit Sina vor einer weissen Wand stehen. «Hinter mir hängt ein Bild in goldenem Rahmen», sagt sie. Das Bild zeige eine der meistfotografierten Berühmtheiten der vergangenen paar Jahre. Es sei Kim Kardashian, nackt, nur ein weisses

Tuch bedecke sie zwischen den Beinen. Ein paar lüsterne «creepy dudes» würden sie betrachten, mit einem perversen Grinsen auf dem Gesicht. Fänden wir das Bild anstössig, würde es uns erzürnen? «Was soll Kunst zeigen dürfen?», fragt Sina.

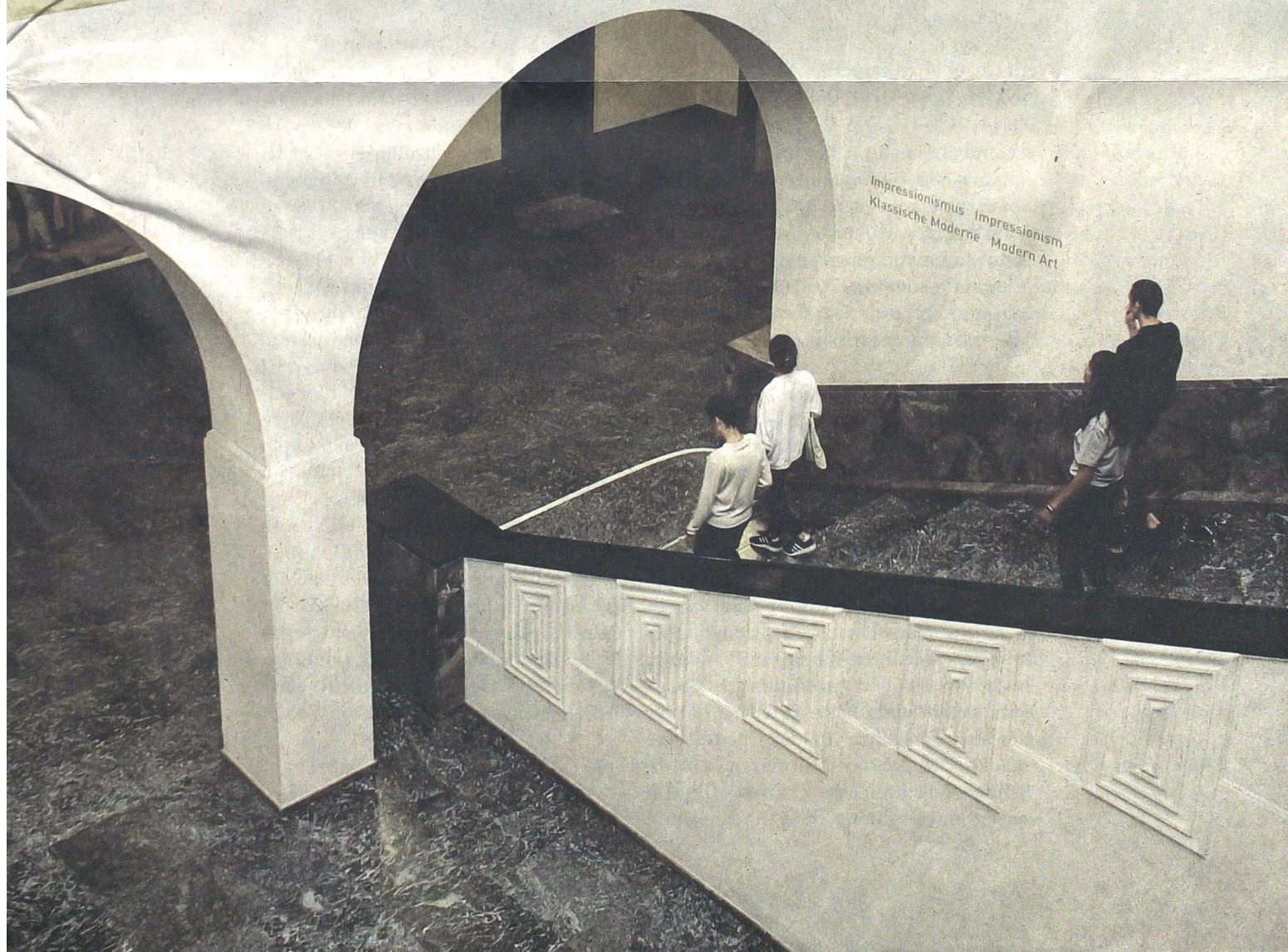
Die Frage bleibt offen – bis wir im nächsten Stock auf ein Gemälde stossen, diesmal ein physisch reales, das genau genanntes Motiv zeigt. Doch anstelle von Kim Kardashian liegt dort die Göttin Venus. Wann also ist Nacktheit Kunst und wann Obszönität?

Zudem: Was im Bild nach sexueller Belästigung aussieht, könne man auch ganz anders lesen, sagt Sina. Konzentriert man sich auf Venus' Gesichtsausdruck und Haltung, sieht sie entspannt aus, friedlich, und vielleicht sogar erregt. Die männliche Perspektive sei die Norm, denn: «Männer malten früher für andere Männer», erklärt Sina weiter. Deshalb solle man die Kunstwerke aus einem anderen Blickwinkel betrachten, das Bild auch aus Sicht der Frauen lesen.

Mehr als nur Wissenstransfer

«Es war immer ein Wunsch von mir, Museumstouren besuchen zu können, die mir entsprechen», sagt #letsmuseum-Gründerin Rea Eggli. Eggli ist seit Jahren in der Popkultur zu Hause, hat viele Verknüpfungen in der Szene, produzierte schon zahlreiche Veranstaltungen. Zugänglichkeit, Humor und Unterhaltung sind drei Pfeiler, die in Eggli's Arbeit immer wieder auftauchen. Die neuste Produktion in ihrem Repertoire: #letsmuseum. Ein Hashtag und Englisch – das Rezept für bezeichnende Moderne.

Die Touren von #letsmuseum sollen mehr sein als ein blosser Wissenstransfer. Eggli möchte ein Publikum erreichen, das nicht schon in der Museumswelt zuhause





Ein Bestandteil der Museumstour: Teilnehmende sollen ungewöhnliche Details fotografieren.

ist, und diesem die Sammlungen schmackhaft machen. «Jahreszahlen und harte Fakten wird man wenig zu hören bekommen, dafür spannende Details, die die Tourguides selbst interessieren», so Egli. Denn diese seien keine studierten Kunsthistoriker oder Museumskuratorinnen, sondern selbst deklarierte Fans von spezifischen Museen.

Museen lassen freie Hand

Ich kann die Informationen kaum verarbeiten, bis ich mich mit Sina im nächsten Raum wiederfinde. Da sind Brüste, überall. «Instagram hätte diese Bilder alle zensiert und entfernt.» Man wird sich des Paradoxes bewusst: Früher malte man explizite Bilder, die jetzt Millionen wert sind, während es heute verpönt, gar obszön ist, Nacktheit zu zeigen. Dabei schaut man sich in den Museen unzählige mit Akten behangene Wände an. Immer wieder überrascht Sina mit unerwarteten Details und Denkanstössen. Die Tour hindurch versuchen wir, das Unentdeckte zu entdecken, unsere Sichtweisen zu modifizieren, unser Auge zu schärfen. «Die Museen geben uns ihr Gastrecht und die Carte

Blanche, Touren durchzuführen», sagt Egli. Doch das habe seine Zeit gebraucht, die Schweizer Museen seien nicht daran gewöhnt, Externen freie Hand zu lassen. «Früher mussten wir bei den Museen anklopfen, heute fragen sie uns von sich aus an.» Durch die positiven Erfahrungen habe sich mittlerweile ein Austausch und ergänzendes Miteinander ergeben.

Etwas länger wäre ich gern hier verweilt. Nicht alle Details sind mir hängen geblieben. Bleibend ist aber das Rütteln am Gerüst, die Fragen, die noch offen im Raum stehen. Und so will man zurück. Zurück, um sich über die weisse Fläche von Giacometti zu wundern, die eine Frau darstellen soll. Zurück, um sich ins Blau des einen Porträts zu vertiefen. Zurück zu der Statue, die so wunderbar ist, nicht wegen des Künstlers, sondern wegen seiner Geliebten, die die Details ausgearbeitet hat. ◇

Verlosung

Die ZS verlost 2x2 Tickets für eine Führung mit #letsmuseum. Die Teilnahme ist per E-Mail möglich: redaktion@medienverein.ch



Menschen mit Behinderung zeigen, was ihre Prothesen können.

Im Exoskelett durch den Slalom

Die Cybathlon Experience gewährt einen Einblick in die Welt der technischen Assistenzsysteme.

Georg Kuhn (Text)

Sumanie Gächter (Text und Bild)

Der Schweiß fließt beim querschnittsgelähmten Thomas Krieg in Strömen: Der Pilot des Teams VariLeg Enhanced kämpft sich in seinem Exoskelett durch einen Möbelslalom. Für Menschen mit körperlicher Behinderung können alltägliche Aufgaben zum unüberwindbaren

Hindernis werden. Die technologischen Grundlagen, um daran etwas zu ändern, sind eigentlich schon seit einer Weile vorhanden, werden aber oft nicht zweckmässig eingesetzt. Diese Lücke will ETH-Professor Robert Riener schliessen. Er hat zu diesem Zweck 2013 das Projekt Cybathlon ins Leben gerufen.

Der Cybathlon ist ein Wettkampf, der alle vier Jahre zwischen internationalen Teams stattfinden soll, die technische Hilfsmittel für Personen mit körperlicher Behinderung entwickeln. 2016 wurde er erstmals in der Swiss Arena in Kloten durchgeführt, 2020 wird an gleicher Stelle die zweite Ausgabe ausgetragen. Sechs verschiedene Typen von technischen Assistenzsystemen müssen sich dabei in einem vordefinierten Parcours behaupten, vier davon waren kürzlich an einem gemeinsamen Event mit Weltklasse Zürich am Hauptbahnhof Zürich vertreten.

Mehr als ein Wettkampf

Im Gegensatz zu den Paralympics geht es beim Cybathlon in erster Linie nicht

darum, die Schnellste oder den Stärksten zu ermitteln. Laut Riener ist es wichtiger, durch die Zusammenarbeit zwischen den Wettkampfteilnehmenden und den Entwicklerteams möglichst funktionelle und alltagstaugliche Lösungen zu finden. Das Regelwerk sei als Kompromiss zwischen Funktionalität, Unterhaltung für das Publikum und Umsetzbarkeit im Alltag zu verstehen. Hierbei geht jedoch der Umgang mit unerwarteten Situationen verloren, wie sie im alltäglichen Gebrauch zu erwarten sind; der Einbau von Überraschungsmomenten ist nur beschränkt möglich. Auch andere Aspekte wie Langzeitperformance und Tragekomfort sind im Wertungssystem nicht direkt abgebildet.

Marktreife Produkte dank Cybathlon

Der Eindruck vor Ort vermittelt, dass der technologische Entwicklungsstand je nach Anforderung an das Gerät extrem unterschiedlich ist. So erscheinen die Greiffunktionen von Armprothesen nahe an dem zu sein, was eine menschliche Hand zu leisten vermag. Daneben kann schon eine kleine Unebenheit im Gelände eine Beinprothese völlig aus dem Tritt bringen. Bei den sensorischen Fähigkeiten, der direkten Verknüpfung von Sensorik und Motorik, wie sie das menschliche Nervensystem bietet, und insbesondere den Schnittstellen zwischen Mensch und technischem System gibt es ebenfalls noch grosses Verbesserungspotenzial.

Das Fazit des Gründers ist aber insgesamt positiv: Laut Riener hat der Cybathlon eine Entwicklung in die richtige Richtung angestoßen. So seien bereits einzelne marktreife Produkte entstanden und ganze Disziplinen wie das Fahrradfahren mittels Elektromuskelstimulation hätten sich in bestimmten Kliniken als Therapieformen etabliert.

«Der Welt zeigen, was wir können»

Der Nutzen des Cybathlon erschöpft sich zudem nicht in der technischen Perspektive: «Im Zuge des Cybathlons sind wir in erster Linie Piloten und nicht Menschen mit Handicap», fasst Claudia Breidbach, die seit Geburt über nur einen Unterarm verfügt, ihre Rolle zusammen. Sie ist am Cybathlon Experience für das Team Össur aus Island am Start. «Wir sind stolz darauf, diese Prothesen tragen zu können, um der Welt zu zeigen, was wir leisten können.» ♦

Dein Studi- Laden in der Europaallee

Mit Legi
**10%
Rabatt**
auf das gesamte
Sortiment

Pädagogische Hochschule Zürich Lernmedien-Shop lernmedien-shop@phzh.ch
Lehrmittelverlag Zürich Lagerstrasse 14 lernmedien-shop.ch
CH-8004 Zürich Tel. +41 (0)43 305 61 00

MSc ETH in Science, Technology and Policy



Are you interested in accelerating your own learning curve in an interdisciplinary way with a rigorous and flexible curriculum?



Our Master programme is designed for students with at least a BSc from natural sciences or engineering and a strong interest in taking an active role in policy making.

Programme start: Autumn Semester 2020

Duration: 4 Semesters (120 ECTS)

Applications are accepted from
1st November - 15th December 2019

Contact

ETH Zurich
Institute of Science,
Technology and Policy
UNO B 15
Universitätsstrasse 41
8092 Zürich

+41 44 632 03 71
info@istp.ethz.ch
www.istp.ethz.ch/master.html



Filmmusik

Der beste Film-Mix. Nur in den Arthouse Kinos.

Mit der
Kinokarte
5.- günstiger



**Arthouse
Kinos**